

Forschungen
zur deutschen Landes- und Volkskunde

im Auftrage der
Centralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland

herausgegeben von

Dr. A. Kirchhoff,

Professor der Erdkunde an der Universität Halle.

Neunter Band.

Heft 2.

Volkstümliches
der Siebenbürger Sachsen.

Von

O. Wittstock,

Gymnasiallehrer in Hermannstadt.

Die Mundart
der Siebenbürger Sachsen.

Von

Dr. A. Scheiner,

Mädchenschuldirektor in Mediasch.

Mit zwei Lichtdrucktafeln.

STUTTGART.

VERLAG VON J. ENGELHORN.

1895.

Die „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde“ sollen dazu helfen, die heimischen landes- und volkskundlichen Studien zu fördern, indem sie aus allen Gebieten derselben bedeutendere und in ihrer Tragweite über ein bloss örtliches Interesse hinausgehende Themata herausgreifen und darüber wissenschaftliche Abhandlungen hervorragender Fachmänner bringen. Sie beschränken sich dabei nicht auf das Gebiet des Deutschen Reiches, sondern so weit auf mitteleuropäischem Boden von geschlossenen Volksgemeinschaften, die die deutsche Sprache geredet wird, so weit soll sich auch, ohne Rücksicht auf staatliche Grenzen, der Gesichtskreis unserer Sammlung ausdehnen. Da aber die wissenschaftliche Betrachtung der Landesnatur die Weglassung einzelner Teile aus der physischen Einheit Mitteleuropas nicht wohl gestatten würde, so sollen auch die von einer nichtdeutschen Bevölkerung eingenommenen Gegenden desselben samt ihren Bewohnern mit zur Berücksichtigung gelangen. Es werden demnach ausser dem Deutschen Reiche auch die Länder des cisleithanischen Oesterreichs, abgesehen von Galizien, der Bukowina und Dalmatien, ferner die ganze Schweiz, Luxemburg, die Niederlande und Belgien in den Rahmen unseres Unternehmens hineingezogen werden. Ausserdem aber sollen die Sachsen Siebenbürgens mit berücksichtigt werden und auch Arbeiten über die grösseren deutschen Volksinseln des Russischen Reiches nicht ausgeschlossen sein.

Unsere Sammlung erscheint in zwanglosen Heften von ungefähr 2—5 Bogen; jedes Heft enthält eine vollständige Arbeit (ausnahmsweise von kürzeren auch mehrere) und ist für sich käuflich. Eine entsprechende Anzahl von Heften wird (in der Regel jahrgangsweise) zu einem Bande vereinigt.

Bisher sind erschienen:

Band I.

- Heft 1. Der Boden Mecklenburgs, von Prof. Dr. E. Geinitz. Preis 80 Pfennig.
- Heft 2. Die oberrheinische Tiefebene und ihre Randgebirge, von Prof. Dr. Lepsius. Preis M. 2. —
- Heft 3. Die Städte der Norddeutschen Tiefebene in ihrer Beziehung zur Bodengestaltung, von Prof. Dr. F. G. Hahn. Preis M. 2. —
- Heft 4. Das Münchener Becken. Ein Beitrag zur physikalischen Geographie Südbayerns, von Chr. Gruber. Preis M. 1. 60.
- Heft 5. Die mecklenburgischen Höhenrücken (Geschiebestreifen) und ihre Beziehungen zur Eiszeit, von Prof. Dr. E. Geinitz. Preis M. 3. 10.
- Heft 6. Der Einfluss der Gebirge auf das Klima von Mittelddeutschland, von Dr. R. Assmann. Preis M. 5. 50.
- Heft 7. Die Nationalitäten in Tirol und die wechselnden Schicksale ihrer Verbreitung, von Prof. Dr. H. J. Bidermann. Preis M. 2. 40.
- Heft 8. Poleographie der cimbrischen Halbinsel, ein Versuch, die Ansiedlungen Nordalbingiens in ihrer Bedingtheit durch Natur und Geschichte nachzuweisen, von Prof. Dr. K. Jansen. Preis M. 2. —

Band II.

- Heft 1. Die Nationalitäts-Verhältnisse Böhmens, von Dr. L. Schlesinger. Preis 80 Pfennig.
- Heft 2. Nationalität und Sprache im Königreiche Belgien, von Geh. Rechnungsrat K. Brämer. Preis M. 4. —
- Heft 3. Die Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien, von Prof. Dr. K. Weinhold. Preis M. 2. 40.
- Heft 4. Gebirgsbau und Oberflächengestaltung der Sächsischen Schweiz, von Dr. A. Hettner. Preis M. 5. 25.
- Heft 5. Neuere slavische Siedlungen auf süddeutschem Boden von Prof. Dr. H. J. Bidermann. Preis M. 1. 25.
- Heft 6. Siedlungsarten in den Hochalpen, von Prof. Dr. Ferdinand Löwl. Preis M. 1. 75.

VOLKSTÜMLICHES

DER SIEBENBÜRGER SACHSEN.

VON

O. Wittstock,

Gymnasiallehrer in Hermannstadt.

DIE MUNDART

DER SIEBENBÜRGER SACHSEN.

VON

DR. A. Scheiner,

Mädchenschuldirektor in Mediasch.

Mit zwei Lichtdruckbildern.

STUTTGART.

VERLAG VON J. ENGELHORN.

1895.

Volkstümliches der Siebenbürger Sachsen.

Von

Gymnasiallehrer O. Wittstock.

Inhalt.

	Seite	
Einleitung	5	[61]
I. Seelenglaube und Seelenkult	7	[63]
II. Der Maren- und Dämonenglaube	12	[68]
III. Der Götterglaube	15	[71]
IV. Volkstümlicher Glaube und Brauch bei Geburt und Taufe . .	19	[75]
1. Schwangerschaft und Geburt	19	[75]
2. Die Taufe	25	[81]
V. Die Bruderschaft	29	[85]
VI. Volkstümlicher Glaube und Brauch bei Verlobung und Hochzeit	32	[88]
VII. Die Nachbarschaft	44	[100]
VIII. Volkstümlicher Glaube und Brauch bei Tod und Begräbnis .	47	[103]
IX. Festgebräuche	54	[110]
1. Mittwinter	54	[110]
2. Fasnacht	55	[111]
3. Ostern	56	[112]
4. Pfingsten	56	[112]
5. Johannistag	56	[112]
X. Sächsische Bauerntracht	58	[114]
1. Männertracht	58	[114]
2. Frauentracht	58	[114]
XI. Das sächsische Bauernhaus	60	[116]
XII. Sage	61	[117]
XIII. Das Volkslied	68	[124]
XIV. Litteratur	71	[127]

Einleitung.

Ein Blick auf die ethnographische Karte Ungarns zeigt uns, dass die Sachsen nicht in kompakter Masse im Lande sitzen, sondern in drei Sprachinseln zerfallen. Die grösste derselben, das eigentliche Sachsenland, ist ein schmaler Landstrich, der fast parallel mit der Südgrenze Siebenbürgens läuft, im Norden liegt das Nösnerland mit dem Zentrum Bistritz und im Südosten das Burzenland, Kronstadt als Mittelpunkt. Mit Ausnahme Hermannstadts und der genannten zwei Provinzialstädte tragen einige grössere sächsische Orte das Gepräge kleiner Landstädtchen, die Hauptmasse des Sachsenvolkes aber sitzt in 227 Landgemeinden, die vom Verkehr nicht viel berührt sind (s. Statistik der sächsischen Landbevölkerung in Siebenbürgen von Dr. Oskar v. Metzl, Archiv des Ver. f. siebenb. Landeskunde, 20. Bd., 2. u. 3. Heft, S. 215—510). Alle von Sachsen bewohnten Gruppen sind stark durchsetzt von ansässigen romanischen Elementen, grenzen vielfach an das magyarische Sprachgebiet an und zeigen in Tracht, Dialekt, Sitte und Brauch mancherlei Abweichungen. Rechtlich aber und territorial haben sie seit Jahrhunderten bis vor kurzem ein einheitliches, stramm gegliedertes Gemeinwesen gebildet, das sich durch seine Individualität schroff von der fremdnationalen Umgebung abhob und das durch sieben Jahrhunderte Zusammenlebens unter sich zu einem Ganzen verkittet wurde.

Trotzdem die Ansiedelung auch zu militärischen Zwecken angelegt ward, zeigt sie durchaus den Charakter einer Bürger- und Bauernkolonie, den sie auch gegenwärtig noch nicht verloren hat, entsprangen die Einwanderer doch dem kräftig aufblühenden Bürger- und Bauernstande des westlichen Deutschlands, das gerade in der Mitte des 12. Jahrhunderts, also zur Zeit der Kolonisierung Siebenbürgens, den Kampf gegen den adeligen Grundherrschaft begonnen hatte. Jenen feinen Differenzen, die sich im Volkstum der einzelnen Ansiedelungspartieen zeigen, nachzuspüren und dadurch vielleicht deutlicheres Licht auf die Herkunft der Kolonisten im einzelnen und auf die Ansiedelungsgeschichte selbst zu werfen, mag Aufgabe der heimischen

Spezialforschung sein, wir aber können mit Uebergang dieser Abweichungen, die im Gesamtbilde keine Verschiebung hervorbringen, recht wohl die Siebenbürger Sachsen als gleichartige Einheit betrachten. Man darf annehmen, dass in den ersten Jahrzehnten nach der Einwanderung zwischen den Kolonisten ein gegenseitiger Ausgleichs- und Assimilierungsprozess begonnen hatte, der erste Schritt zur Entwicklung einer selbständigen Nation. Dieser Austausch, der auch jetzt noch nicht abgeschlossen ist, muss auf Dialekt, Volksglaube und Sitte im Laufe der Zeit bis zu einem gewissen Grade gleichmachend gewirkt haben, wobei er durch die ihn begleitende gleiche geschichtliche Entwicklung des Gesamtvolkes unterstützt wurde. Demnach können wir den Besitz unseres Volkstumes als ein Ganzes betrachten und daraufhin prüfen, wie weit sein Ursprung vor der Einwanderung liegt, oder ob er ein Teil unserer hiesigen Entwicklung ist, die unter fortwährendem Einflusse des Mutterlandes stattfand. Bei diesem innigen Zusammenhange mit Deutschland handelt es sich aber nicht nur um periodenweise einfache Uebernahme deutschen Erwerbes, sondern auch um ein Verarbeiten und Aneignen desselben. Demnach setzt sich unser Volkstum zusammen aus den gewiss geringen Ueberresten des vor 700 Jahren mitgebrachten Erbes, aus den Niederschlägen einer hier zugebrachten Entwicklung und geschichtlichen Vergangenheit, die unter dem modifizierten Einflusse deutschen Geisteslebens stand und die gleichzeitig die gewaltige Einwirkung der uns umgebenden fremden Elemente aufzuweisen hat.

An die Spitze der folgenden kurzen Zusammenfassung des Volkstümlichen in Glaube, Brauch und Volksdichtung der Sachsen, die sich vorwiegend auf das schon gedruckte Material einer Reihe eingehender Arbeiten aufbaut und die bloss eine vollständige Zusammenstellung des bisher auf diesem Gebiete Gearbeiteten sein will, stellen wir eine Uebersicht über den Seelenglauben, den ältesten und doch auch gleichzeitig jüngsten Teil unseres Volksglaubens, da er nicht nur ein Produkt der Vergangenheit, sondern unmittelbar dem Menschen und seiner Umgebung entnommen, auch einer steten Neuerzeugung unterworfen ist.

I. Seelenglaube und Seelenkult.

- Seelenkult. Vortrag von Dr. A. Schullerus. Hermannstadt, Drotleff, 1892, 15 S.
- Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Kleinere Schriften von Josef Haltrich. In neuer Bearbeitung herausgegeben von J. Wolff. Wien, Graeser, 1885, XVI u. 335 S.
- Volkstümlicher Glaube und Brauch bei Tod und Begräbnis im Siebenbürger Sachsenlande. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte von Georg Schuller. 2 Teile. Programm des evangel. Gymnasiums in Schässburg. Kronstadt 1863, VIII u. 67 S., und Hermannstadt 1865, VII u. 78 S.
- Volkstümlicher Glaube und Brauch bei Geburt und Taufe im Siebenbürger Sachsenlande. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte von Joh. Hillner. Programm des evangel. Gymnasiums zu Schässburg, 1877. Kommissionsverlag von Fr. Michaelis. Hermannstadt, 52 S.
- Siebenbürgische Sagen. Gesammelt und herausgegeben von Friedrich Müller. Kronstadt 1857. Gött, XXXII u. 424 S. Zweite veränderte Auflage. 1885. Wien, Graeser. Hermannstadt, Krafft, XXXVIII u. 404 S.
- Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. Gesammelt von Josef Haltrich. Berlin 1856. Springer. XX u. 337 S. Zweite Auflage. 1876. Dritte Auflage. Wien 1882. Graeser. XVI u. 316 S.
- Beiträge zur Geschichte des Hexenglaubens und Hexenprozesses in Siebenbürgen von Friedrich Müller. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn, 1854. 77 S.
- Mühlbacher Hexenprozesse. Von Julius Kootz. Programm des evangel. Unter-gymnasiums in Mühlbach. Hermannstadt, Krafft, 1883, S. 1—20.
- Eine Kirchenvisitation. Beitrag zur Kulturgeschichte der Sachsen im 17. Jahrhundert. Von G. D. Deutsch. Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde. N. F., III., S. 1.
- Korrespondenzblatt des Vereins f. siebenb. Landeskunde. Hermannstadt 1878 ff.
- A hegyek kultusza Erdély népeinél. Egy etnografus-turista vázlataiból. Dr. Hermann Antaltól. Klausenburg 1893. (Höhenkult bei den Völkern Siebenbürgens. Aus den Skizzen eines Ethnographen und Touristen. Von Dr. Anton Herrmann.)
- Neue Beiträge zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Von Dr. H. v. Wlislöcki. Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. Herausgegeben von Dr. Anton Herrmann. III, S. 38—46.
- Tod und Totenfetische im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen. Von demselben. Am Urquell, IV., Heft 1—4.
- Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachsen. Von demselben. Hamburg 1889, 36 S. Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge, herausgegeben von Virchow-Holtzendorff. N. F., 63. Heft.

Durchaus analog dem germanischen überhaupt denkt sich auch unser sächsischer Volksglaube die Seele als ein vom Leibe loslösbares,

unkörperliches Wesen, das durch den Tod seine Trennung vom Körper findet. Dabei ist Identifikation der Seele mit dem sichtbarsten Lebenszeichen, dem Atem, Hauch, die erste volkstümliche Vorstellung, auf die wir stossen. Auf sie ist die Volkssitte zurückzuführen, dass man das Fenster öffnet, wenn jemand gestorben ist, damit die Seele hinausfliegen könne (Schuller S. 40).

Bei Geburt eines Kindes gebietet der Volksglaube Thüren und Fenster zu schliessen (Hillner S. 24), wohl aus der volkstümlichen Anschauung heraus, dass die Seele dadurch keine Gelegenheit erhalte, zu entweichen. Da dieselbe als bewegter Hauch gedacht wird, entsteht der Glaube, dass eine plötzlich entweichende Wind erregt. Daher der bei uns allgemeine Aberglaube, dass Sturm entstehe, wenn sich jemand erhängt hat (Haltrich-Wolff S. 309). Kehren Seelen Verstorbener wieder heim, so geschieht es in Gestalt eines heftigen Windes, der die Fenster des Hauses öffnet (Marienburg), und ihre Anwesenheit merkt man an dem unruhig flackernden Lichte. Um sie von der Rückkehr abzuhalten, wird der Leichnam von Selbstmördern durch ein Loch in der Wand hinausgetragen oder unter der Thürschwelle durchgezogen. Damit die Seele nicht an irgend etwas hängen bleibe, was mit dem Leichnam in Berührung gebracht wurde, schüttet man das Wasser, welches zur Reinigung des toten Körpers verwendet wurde, an einen abgelegenen Ort oder dem Nachbarn „in den Grenzfrieden“ und wirft ebendahin die bei dem Waschen gebrauchten Tüchelchen und die Scherben der absichtlich zerbrochenen Waschschüssel (Schuller S. 43).

Die zweite Vorstellungsform, welche die Seele in unserem Volksglauben annimmt, ist die des Schattens. Wenn ungetaufte Kinder sterben, so kommen dieselben in den „Frau-Holda-Reigen“, wo sie im Frühling und Herbst zur Tag- und Nachtgleiche mit Gesang und Geräusch über ihren Geburtsort hinziehen. Wer im Mondschein von ihrem Schatten berührt wird, verfällt in die schwere Krankheit (Epilepsie) oder wird gelähmt (Hillner S. 28). Mauert man bei dem Bau eines Hauses den Schatten eines Vorübergehenden ein, so ist das Haus fest und sicher vor Feuersgefahr, jener aber muss sterben.

Erlischt das Lebenslicht im Menschen, so bleibt der kalte, starre Leichnam zurück, deshalb wird die Seele häufig als Licht oder Feuer gedacht. Will man einen Ertrunkenen finden, so stellt man ein Licht in ein gehöhlttes Brot, setzt dasselbe auf das Wasser und lässt es fließen; wo das Licht erlischt oder das Brot stille steht, dort ist die Stelle, an der sich der Ertrunkene befindet (Haltrich-Wolff S. 309). Die Seele sucht den verlorenen Körper.

Neben der Vorstellung von der Seele als Licht, Schatten, Hauch oder weisses, unkörperliches und unförmliches Wesen kennt unser Volk auch die Verwandlung derselben in Tiergestalt. Dass sie eine weisse, zum Himmel fliegende Taube sei, ist unter christlichem Einflusse entstanden. Daneben finden wir sie aber auch als Biene, die binnen 24 Stunden zum Himmel wandert. Hiemit im Zusammenhang muss wohl stehen, dass der eingetretene Tod des Hausvaters von der Hausfrau den Bienen angezeigt wird, indem dieselbe an jeden Stock

klopft und dabei die Worte: „Dein Herr ist gestorben“, spricht (Schuller S. 42). In einigen Kinderliedern erscheint die Seele ebenfalls als Insekt, zumal als Marienkäferchen; einmal in einer Sage (Müller, Sagen, Nr. 214) als Mücke.

Weniger geläufig ist unserem Volksglauben die Personifikation der Seele als Maus, Wiesel, Kröte, schwarzes Hündchen, obwohl auch sie anzutreffen ist. Zweifellos am verbreitetsten ist die Vorstellung, dass die Seele nach dem Tode eine Gestalt annimmt, die jenem Körper gleicht, den sie einst bewohnte. In Menschengestalt kommt der Tote dann wieder auf die Erde, „er kommt heim“, meist um andere mit in das Grab zu nehmen. Sieht ein Kranker seine verstorbenen Vorfahren an seinem Bette vorüberwandeln, so stirbt er bald (Schuller S. 29).

Menschen, die zu ihren Lebzeiten Schätze vergraben haben, ohne jemandem etwas davon zu verraten, müssen so lange umgehen, bis der Schatz gehoben wird. Da die Wiederkehr der Seele ein Zeichen ist, dass sie den ewigen Frieden jenseits des Grabes nicht gefunden hat, so ist die verbreitetste Ansicht die, dass ihre Rückkehr die Strafe für ein schweres Verbrechen bilde. Namentlich Mord und Geiz zwingen die Seele zum „Umgehen“, bis dass durch die That eines Beherzten ihre Erlösung erfolgt. Auch wer das schwere Vergehen der Grenzverletzung zu seinen Lebzeiten beging, muss als Feuermann oder Irrwisch nach dem Tode zurückkehren, bis er sein Unrecht wieder gut gemacht (s. J. Wolff: Der Grenzfrevl in deutscher Rechtsanschauung. Korrespondenzbl. des Ver. f. siebenb. Landesk., 1882, S. 133).

Die Vorstellung von einem jenseitigen Wohnorte der Seele, einem Seelenheim, entlehnt unser Volksglaube dem Christentum. Aus jenem — der Hölle oder dem Himmel — kommen die Toten auf die Erde zurück, zumal in der Neujahrsnacht, wo sie in der Kirche Gottesdienst halten (Schuller S. 23).

Unsere reichhaltige Gespenstersage, die zweifellos im sächsischen Volke fortwährend neu belebt wird durch den Verkehr mit den abergläubischen Rumänen, zeigt als vorwiegenden Zug unseres Seelenglaubens das Grauen und die Furcht vor dem Toten und dem Tode selbst. Demnach hat natürlich vorwiegend die abwehrende Seite des Seelenkultes in erster Reihe Erhaltung und Ausbildung gefunden. Reich ist die Reihe der Mittel, welche unser Volksglaube anwendet, um die Rückkehr der Seele zu hindern. Dem toten Körper werden Augen und Mund zugeedrückt, damit der Seele die Eingänge in denselben geschlossen bleiben. An der Ausstattung des Toten darf sich kein Knoten befinden, sonst knüpft man denselben an dieses Leben, so dass er keine Ruhe im Grabe findet (Schuller S. 63). Während der Gestorbene auf der Totenbank liegt, gehen die Verwandten dreimal um ihn herum und berühren bei jedem Umgange die grosse Zehe eines seiner Füße. Die kleineren Kinder werden dreimal über den Toten hinübergehoben, damit er nicht heimkomme (ebenda S. 64). Demjenigen, welcher dem Pfarrer die Todesanzeige erstatten soll, muss man vorher zwei Becher Wein zu trinken geben, sonst kommt der Gestorbene in der Nacht zurück, begiebt sich in den Keller und richtet den Wein so zu, dass er keinem

Käufer schmeckt (Schuller S. 64). Der Leichnam wird aus dem Hause mit den Füßen voran hinausgetragen, Selbstmörder zog man früher unter der Thorschwelle hinaus, beides, damit von der Seele der Rückweg in das Haus nicht gefunden werde. Angebliche Hexen wurden früher nochmals ausgegraben und ihnen ein Pfahl durch die Brust geschlagen, sowie der Mund mit Erde verstopft. Auf die Stelle, wo ein Mord geschehen ist, muss man im Vorbeigehen Reisig, Steine oder Erde werfen, damit der Gemordete Ruhe finde.

Zu den Vorsichtsmassregeln, durch welche der Seele die Rückkehr erschwert wird, gehört auch die, dass man alles entfernt, woran dieselbe haften bleiben kann. Die Gegenstände, welche bei der Reinigung des Leichnams verwendet wurden, müssen vernichtet werden; die Kleider, in welchen jemand gestorben ist, werden weggeworfen oder Zigeunern verschenkt, hie und da legt man sie auch dem Toten in den Sarg, „sonst stirbt auch der, welcher sie nachher trägt“.

Ueberhaupt erlangt der Tote über jene, welche sich etwas aneignen, was im Augenblicke des Todes zu seinem unmittelbaren Besitz gehörte, die Macht, sie nachzuziehen. Kinder dürfen nicht den Namen ihrer verstorbenen Geschwister erhalten, sonst folgen sie ihnen in das Grab. Umgekehrt darf aber auch der Tote kein Eigentum einer lebenden Person in den Sarg mitnehmen, zieht man ihm z. B. das Hemd einer solchen an, so siecht dieselbe dahin, bleiben Stecknadeln an der Kleidung oder Ausstattung des Leichnams zurück, so stirbt ein weiteres Familienmitglied.

Der Ort, an welchem die Seele am sichersten ihren Frieden findet, ist die Kirche selbst und ihre geweihte Umgebung. Darum begrub man bis zur Wende dieses Jahrhunderts im Sachsenlande in das Chor der Kirche und in den von Ringmauern umgebenen Kirchhof. Erst unsere jüngsten Forschungen auf volkstümlichem Gebiete (s. Schullerus: Zur Sagenkunde. Korrespondenzblatt d. Ver. f. siebenb. Landeskunde, 1891, S. 25—29), haben zur Entdeckung eines weitverbreiteten Werwolfglaubens unter unserem Volke geführt. An die Stelle des Wolfes tritt in den siebenbürgischen Erzählungen ein grosser weisser Hund. So verlockend es ist, in diesem Teile unseres Volksglaubens von den Römänen entlehntes Gut zu sehen, da der Sachse für Werwolf nur die aus dem Römänischen übernommene Bezeichnung Prikulitsch kennt, spricht doch die auffallende Aehnlichkeit, welche unsere Werwolfsage mit der luxemburgischen aufweist, dafür, dass wir hier deutsches Eigentum haben.

Auch Reste der Seelenpflege und des Ahnenkultes weist unser Volksglaube auf. Die Seele verlässt die Erde erst dann, wenn man „in den Himmel“ läutet, d. h. in dem Augenblicke, wo der Sarg unter Glockengeläute aus dem Hause gehoben wird. Demnach ist die allgemein übliche Totenwache eine Bewachung des Leichnams, um die Rückkehr der Seele zu hindern, der auch dadurch gewehrt wird, dass die ganze Nacht hindurch im Sterbezimmer das Licht brennt. Gleich der Bewachung des Toten ist das Leichenmahl, das Opferfest für die Seele des Verstorbenen, und die Totenklage durchaus gebräuchliche Sitte auf Sachsenboden.

Was sonst noch an Seelenkult bei den Sachsen sich findet, bezieht sich auf jene Tiere, welche als Personifikation der abgeschiedenen und wiederkehrenden Seele gelten. Die Ringelnatter wird, als Hauschlange, besorgt und gefüttert, damit sie das Haus vor Feuer und Unglück bewahre. Auf jedem Hofe befindet sich, dem Volksglauben nach, eine Natter, wenn man dieselbe umbringt, so stirbt der ganze Hof aus (Haltrich-Wolff S. 310).

„In dem Hause eines sächsischen Dorfes geht eine Kröte aus und ein, die von den Bewohnern freundlich behandelt und für die unlängst verstorbene Hausfrau angesehen wird“ (Schullerus, Seelenkult, S. 10).

Die Vorstellung, dass die von dem Körper getrennte Seele den Lebenden feindlich nachstellt, hat eine Reihe Gespenstersagen erzeugt, in denen vielfach die wiederkehrende Seele mit dem Alp oder der Mare zusammenfließt, in denen sich also Seelen- und Marenglaube vermischt.

II. Der Maren- und Dämonenglaube.

Deutsche Mythen aus siebenbürgisch-sächsischen Quellen. Von Friedrich Wilhelm Schuster. Archiv d. Ver. f. siebenb. Landeskunde. N. F., X., 1, S. 105.

Volksglaube und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen. Von Dr. Heinrich von Wlislöcki. Berlin, Felber, 1893, XIII u. 212 S.

Das Todaustragen und der Muorlef. Ein Beitrag zur sächsischen Sitte und Sage in Siebenbürgen. Sylvestergabe für Freunde und Gönner von Joh. Karl Schuller. Hermannstadt 1861, 18 S.

Zur Kunde siebenbürgisch-sächsischer Spottnamen und Schelten. Von demselben. Hermannstadt 1862.

Agrarische Sitten und Gebräuche unter den Sachsen Siebenbürgens. Von Gustav Adolf Heinrich. Progr. d. evangel. Unterrealgymn. in Sächsisch-Reen. Hermannstadt 1880, 4., 33 S.

Hillner. Müller, Sagen. Haltrich-Wolff. Korrespondenzblatt III, S. 2.

Der Ausdruck Mare ist dem Sprachschatz unseres Volkes verloren gegangen; dass er einst zu demselben gehörte, dafür haben wir ein Zeugnis in dem sehr gewöhnlichen, aber nicht mehr verstandenen Schimpfworte, dass dich der „muørlef“ d. i. mar-alf (s. Korrespondenzblatt d. Ver. f. siebenb. Landeskunde, 1880, S. 2). Dagegen ist die Benennung „olf“ üblich.

Was sich in unserem Volke vom Alpmythus erhalten hat, finden wir in einzelnen Redewendungen, in kleinen sagenhaften Erzählungen und schliesslich am reichhaltigsten in der stark gepflegten Sage von Alfskindern.

Die Grundlage des ganzen Alpmythus, die Vorstellung vom Alp als Geist, der die Erscheinung des Alpdruckes bei dem Menschen hervorruft, tritt dabei deutlich zu Tage. Als solcher kommt er in der Nacht zu den Schlafenden, um sie zu erdrücken, entweicht jedoch, wenn man aufschreit oder aufseufzt (Schuster S. 109).

Gänzlich fehlt unserem Volksglauben der Alp als Buhlgeist. Sein Aussehen wird uns verschieden geschildert.

Als Kobold, der die Schäfer quält, erscheint er in Gestalt eines hässlichen kleinen Männchens. Ein anderes Aeussere erhält er in der Wechselbalgsage, wo er seine Erscheinung von der des Wechselbalges selbst entlehnt. Lässt man ein Kind unbewacht in seiner Wiege

liegen, ohne es durch einen Besen, Brot, ein Gesangbuch oder ein Messer mit aufwärts gekehrter Schneide zu schützen, so erscheint der Alp durch den Schornstein oder das Ofenloch, da er im Wirbelwinde einherfliegt (Hillner S. 24), und vertauscht das schöne Kind mit seinem eigenen. Um ihn abzuwehren, hängt man eine Sense in den Rauchfang.

Das Alfskind hat einen sehr dicken Kopf, struppiges Haar, ein runzliges Gesicht, blöde, glotzende Augen, weiten Mund und kurze, krumme Arme und Beine. Es lächelt stets wie irrsinnig und kann manchmal gleich nach seiner Geburt reden. Beim Trinken beisst es die Mutter immer in die Brust. Ebenso wie das Alfskind sieht der Alf selbst aus. Durch Misshandlung des Wechselbalges kann man den Alf zwingen, jenen zurückzunehmen. Als geeignetes Mittel dazu gilt, dem Wechselbalg mit einem grossen Löffel aus einem kleinen Geschirre zu essen zu geben. Da der Löffel weder in das Gefäss noch in den Mund des Kindes hineingehen will, erleidet dasselbe die Doppelqual des Hungerns und des ihm zugefügten Schmerzes. Um es davon zu befreien, kommt der Alf heimlich in der Nacht, bringt das gestohlene Kind zurück und trägt das seine wieder mit sich (Müller, Sagen, S. 40). Dasselbe geschieht, wenn man das Alfskind mit einem Bleuel unbarmherzig schlägt oder es auf einen Dornenzaun setzt und so lange mit Dornen streicht, bis Blut fliesst. Vermag man das Alfskind zum Lachen zu reizen, so erfolgt augenblickliche Entzauberung.

Die Anschauung, dass der Alp nicht nur in der Umgebung des Menschen, sondern auch in Feld und Wald sich findet, stellt die Verbindung zwischen dem Alp- und dem Naturdämonenglauben her.

Als Naturdämon in Tiergestalt stösst uns in unserem Volksglauben zuerst der Drache auf. Derselbe hat die Gestalt eines Heubaumes (Haltrich-Wolff S. 310). Er fährt im Wirbelwinde daher und verpestet durch seinen giftigen Hauch die Luft (ebenda S. 302). Er speit im Fluge Feuer, welches aber erlischt, sobald es den Erdboden berührt. Manchmal kehrt er durch den Schornstein in das Haus ein und lässt Geld oder Feuer zurück. Auch erscheint er in Gestalt eines langen Sackes, gestohlenen Korn mit sich tragend, welches er bevorzugten Leuten zuführt. Deutlich erkennen wir in diesen Vorstellungen den Drachen als Blitz, welcher erlischt, wenn er die Erde trifft, und als verderbliche oder segenspendende Wetterwolke.

Der vielköpfige, einen Schatz oder eine verzauberte Jungfrau bewachende feuerspeiende Drache bildet einen häufig vorkommenden Zug unseres Märchens. Doch hat gerade diese Gestalt selten mythischen Hintergrund, sondern die Drachenkämpfe unserer Märchenwelt sind gewiss vielfach denen der christlichen Legende nachgebildet.

Gleich dem Drachen stellt auch der Eber die vom Blitz beleuchtete Gewitterwolke dar. Dass sich in der Adventssau, dem Gotteseber, Christschwein oder Jahresferkel unseres Volksglaubens, die in den „Zwölften“ umgehen, ein ursprünglicher Naturdämon verbirgt, davon ist freilich wenig mehr zu erkennen. Um so deutlicher tritt uns in einigen Märchen das Ross als Sturmtier entgegen, scharf geschieden von dem achtfüssigen Zauberrosse, welches auf den achtfüssigen Renner

Wodans zurückgeht. Merkwürdigerweise haben die wilden Raubtiere unseres Landes, Bär und Wolf, trotz ihres häufigen Vorkommens, im Dämonenglauben des sächsischen Volkes wenig Bedeutung zu erlangen vermocht.

Selbst hier also, wo die Veranlassung nahe lag, ist von einer eigenen Entwicklung oder Ausbildung unseres Volksglaubens keine Rede, der sich im grossen Ganzen in allem, was er erhalten hat, mit jenem des deutschen Volkes deckt. Dasselbe gilt von dem Elben- und Riesenglauben. Von dem ersteren, zu dem wir natürlich auch die Vorstellung von Zwergen zählen, sind eigentlich nur noch geringe Reste in Redewendungen, Flüchen u. s. w. erhalten. Ebenso begegnen wir im „armen Heimchen“, dem Buschengel und der Buschmutter, der Bach- oder Brunnenfrau, einer Anzahl solcher elbischer Wesen. Die Riesen haben im Volksglauben ihren dämonischen Charakter durchaus verloren, sie sind in demselben einfach zu historischen Personen geworden, die an dem Anfange der Geschichte unseres Volkes stehen, eines Volkes, das — nach seiner eigenen Vorstellung — körperlich immer mehr zurückgegangen ist. Suchen wir in denselben Personifikation kolossaler Naturgewalten, so finden wir sie als solche nicht mehr in unserem Volksglauben, sondern nur in unseren Märchen, aber auch hier nur in einzelnen dürftigen Zügen.

Uebrigens ist es erklärlich, dass gerade der höhere Dämonenglaube dem Volksbewusstsein entschwand. Er ist verdrängt oder aufgenommen worden von dem im 15. Jahrhundert durch Kirche und Staat offiziell anerkannten Hexenglauben, von diesem hat er sein Gepräge erhalten, unter dem Bann desselben steht heute noch unser Volksglaube. Er hat eine ganze Reihe auch jetzt noch blühender Hexensagen erzeugt oder die vorhandenen dazu umgeändert, und nicht überall ist der ursprüngliche Hintergrund so klar erkennbar, wie in den Erzählungen von Hexenritten und -umzügen, in welche die Sage von der wilden Jagd bei uns vielfach verwandelt worden ist.

III. Der Götterglaube.

- Zur siebenbürgisch-sächsischen Mythologie. Von J. K. Schuller. Blätter für Geist, Gemüt und Vaterlandskunde. Kronstadt 1851.
- Vorlesungen über Volksglauben, Volkssitten und Volkssprache der Siebenbürger Sachsen. Von demselben. Transsilvania 1852, Nr. 1. 4.
- Deutsche Mythen aus siebenbürgisch-sächsischen Quellen. Von Friedrich Wilhelm Schuster. Archiv d. Ver. für siebenbürgische Landeskunde. N. F., 9. Bd., S. 230—331 u. 401—497. N. F., 10. Bd., S. 65—155.
- Woden, Ein Beitrag zur deutschen Mythologie. Von Fr. Wilh. Schuster. Programm d. evangel. Untergymn. in Mühlbach, 1856.
- Kritik des Märchens vom „Rosenmädchen“. Von Fr. Wilh. Schuster. Archiv d. Ver. f. siebenb. Landeskunde. N. F., 5. Bd., S. 409.
- Ueber den in einigen Ortschaften des Sachsenlandes bei Hochzeiten üblichen „Rösseltanz“. Von Fr. Wilh. Schuster. Progr. d. evangel. Untergymn. in Mühlbach, 1836, 16 S.
- Zur Kritik des Märchens vom Königssohn und der Teufelstochter (Nr. 26 der Haltrichschen Sammlung). Von Fr. Wilh. Schuster. Programm d. evangel. Untergymn. in Mühlbach. Hermannstadt, Drotleff, 1869, 11 S.
- Siebenbürgisch-sächsische Volksdichtungen. — Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder, Sprichwörter, Rätsel, Zauberformeln und Kinderdichtungen. Herausgegeben von Fr. Wilh. Schuster. Hermannstadt, Steinhaussen, 1865, XXIV u. 556 S.
- Zur Kritik des Valhöllglaubens. Von A. Schullerus. Halle, Karras, 1886, 51 S.
- Zur Kritik des Rosenmädchens. Von Dr. A. Schullerus. Korrespondenzblatt d. Ver. f. siebenb. Landeskunde, 1888, S. 21—28.
- Beiträge zur siebenbürgisch-deutschen Agrargeschichte. Von Joh. Wolff. Programm des evangel. Untergymn. zu Mühlbach, 1885, 53 S.
- Beiträge zum Fröh-Mythus aus Märe und Sitte der Deutschen in Siebenbürgen. Von Andreas Heitz. Programm d. evangel. Untergymn. zu Mühlbach, 1870.
-

Wie bis vor kurzem unsere gesamte Sprach-, Sagen- und Sittenkunde, so stand auch die Forschung auf mythologischem Gebiete durchaus unter dem Einflusse Jakob Grimms. Da sie infolge dessen in unserer ganzen Volksüberlieferung, zumal in den Märchen, den Niederschlag des alten germanischen Mythos sah, suchte sie ihre Aufgabe vornehmlich darin, aus unserem Volksglauben und -brauch, aus Sage und Märchen zusammenhängende Mythengebilde herauszuschälen und nachzuweisen, wie treu unser Volk in seiner Abgeschiedenheit urgermanischen Götterglauben bewahrt habe. Auf diesem Wege war man dahin gelangt, indem man nordisches und

deutsches Eigentum durchaus zusammenwarf, aus unseren Märchen eine vollständige Edda zusammenzustellen, ohne das hiezu verwendete Material auf seinen Ursprung irgendwie geprüft zu haben. Mit der Erkenntnis, dass die Edda nicht volkstümlich sei, musste dieser ganze künstliche Bau zusammenfallen. Solange Volksglaube und -überlieferung, sowie Volkssitte nicht auf das genaueste untersucht worden sind, wieweit sie unter christlichem Einflusse stehen, kann man nicht versuchen, germanische Mythenreste darin aufzufinden. Dazu kommt noch, dass man bisher unser Märchen für den zählebigsten, unverfälschtesten Bestandteil unserer Volksüberlieferung gehalten hat. Aber eingehendere Besichtigung zeigt, dass gerade solche Märchen, in welchen bisher die grösste Verwandtschaft mit der nordischen Skaldenpoesie erblickt wurde, auch bei den uns benachbarten Völkern vorkommen, somit Entlehnung keineswegs ausgeschlossen ist.

Man wird nicht irren, wenn man behauptet, dass unsere Volksüberlieferung auf diesem Gebiete im ganzen nichts anderes und — ausgenommen einzelne Züge — nichts mehr erhalten hat, als die deutsche, und dass diese Reste weniger im Märchen als im Volksglauben und -brauch sich finden. Aber weder im einen noch im anderen können wir die Himmelsbewohner der skaldischen Poesie suchen.

Unverkennbar tritt uns nur die Gestalt Wodans aus sächsischem Glauben entgegen. Sein Name ist uns allerdings nicht erhalten (s. Wolff, Beitr. z. Agrargesch. S. 47). Wie das deutsche Volk sieht auch das unsere ihn als langbärtigen, einäugigen Mann mit breitem Hut und langem, grauem Mantel. In seinem Eigentum befindet sich ein Schwert, mit dem man alles erhauen kann, oder eine Büchse, mit der man alles trifft, worauf man zielt, und die den Besitzer vor jedem Zauber schützt. Ihm gehört das achtfüssige weisse Ross. Durch Verleihung seiner Waffe und eines Rosses verhilft er Günstlingen zum Siege im Kampf gegen übernatürliche Gewalten (Drachen und Hexen). Eine Sage, die von einem schneeweissen Riesen mit einem Galgen im Wappen berichtet (Schuster S. 151), scheint die Erinnerung an Wodan als Gott der Gehängten zu bewahren (s. Schullerus, Zur Kritik etc., S. 36, Anm.).

In einer anderen Sage (Schuster, Mythen S. 270), in der der Geisterkönig als Wirbelwind auf seinem Wagen daherfährt, mag Wodan als Wind- und Wettergott noch erkennbar sein.

Gewiss ist es eigentümlich, dass unter den verhältnismässig reichen Resten der Wodansmythe der ausserordentlich plastische Zug der wilden Jagd nicht stärker hervortritt. Zur Entwicklung einer Sage vom wilden Jäger scheint es bei uns nicht gekommen zu sein, oder ist dieselbe verloren gegangen. Was davon nach dem bisher gesammelten Material in unserem Volke lebt — in welchem Umfange wissen wir auch nicht —, ist die Erzählung, dass im Hülenberge bei Kaisd ein Kriegsheer seinen Sitz hat, das jedes Frühjahr donnerähnliches Geklirr und heftiges Rauschen hören lässt. Deutlicher spricht eine zweite Sage (Müller, Sagen, S. 62), nach welcher eine Frau, die nach dem Vesperläuten noch auf dem Felde arbeitete, von dem

„schweren Wagen“ überrascht wurde, den unsichtbare Leute mit lautem Rufen, Schreien und Peitschenknallen antrieben.

Allerlei günstige Umstände haben eine umfangreiche Sammlung sächsischer Zauberformeln ermöglicht (s. Schuster, Volkslieder, S. 285). Ein grosser Teil derselben entstammt Aufzeichnungen aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Nur bei manchen von ihnen ist es nachgewiesen, dass sie im Volksmunde auch gegenwärtig noch fortleben. Diejenigen, die ursprünglich auf heidnische Gottheiten zurückgingen, haben an deren Stelle überall die Mutter Gottes, Christus, einen Apostel oder St. Martin gesetzt. Einige zeigen auffallende Ähnlichkeit mit dem Merseburger Zauberspruch, so dass die Vermutung nahe liegt, dass der aus ihnen durch den christlichen Einfluss geschwundene Gott Wodan gewesen sei. Es sind die folgenden gegen das Verrenken angewendeten Formeln (s. Schuster, Siebenb.-sächs. Volksdichtungen, S. 316).

Christus der Herr und der liebe St. Pitter,
Die reiseten mit einander auf einen Weg.
Christus der Herr sprach zum lieben St. Pitter:
kommst du?

Ich komme nicht,
meine Adern sind mir krank und lahm.
Christus der Herr sprach:
Nimm Schmär und Salz klein,
schmier alle dein Gebein,
so werden dir alle Adern
kommen auf den rechten Statzen.
Er brach es ein mit seiner rechter, gebenedeiter Hand,
er gab es denen, die da schmierten.
Wer war der Arzt?
Christus der Herr war es selbst;
er heilt alle Wunden, alle Schmerzen
nach seinem göttlichen Willen. Amen!

*

Gott der Herr und der liebe St. Märten,
sie ritten über einen grünen Wasen,
über einen harten Dosem,
über einen marmorinnen Stein.
Da sprach Gott der Herr:
Märten, komm mir nach!
„Herr Meister, wie soll ich dir nachkommen?
mein Röszen ist mir krank.
Nimm Schmär und Salz klein,
und schmier dem Röszen sein Gebein,
so wird es bald heilen, etc.

*

Gott der Herr und St. Pitter
gingen über einen grünen Wasem
über einen dünnen Dosem;
da zerbrach St. Pitter sein Gebein.
Lieber Herr Meister, wie soll ich dir nachkommen?
- ich bin worden lahm.
„Geh und nimm Schmalz
und klein Salz
und schmier dir dein Gebein!
so wird es dir wieder werden rein.“
Im Namen etc.

In der Bistritzer Gegend findet auch heute noch folgende Zauberformel gegen das Verrenken Anwendung, die noch viel nähere Verwandtschaft mit dem Merseburger Spruch zeigt, als die soeben mitgeteilten. Dieselbe lautet (s. Korrespondenzbl. d. Ver. f. siebenb. Landesk. 1886, S. 55):

Də mōtr Jēzu geng æn enə grānən vōlt,
 ze trōd ov enə murmēlnə štē;
 zə feringkt zīj ēodər ond bæe.
 Ēodər tsə ēodər, bæe tsə bæe,
 Ēzu vā əd æm mōtrlaev əmpfōngən vōr.
 Ēm numən gotəs, dəs fuətrs, dəs zənəz ont helign gēstəs.

Man muss sehr vorsichtig sein, in unserem Volksglauben neben den deutlichen Spuren der Wodansmythe noch andere Reste germanischen Götterglaubens nachweisen zu wollen. So viel man bei dem gegenwärtigen Stand der Untersuchungen sehen kann, wird man kaum mehr davon finden als Niederschläge in Sage und hauptsächlich Redewendungen, die auf Donar deuten, und in Hochzeitsbräuchen vielleicht Reste eines Frijakultes. Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, dass Gestalt und Name der Frau Holda erst recht spät auf litterarischem Wege eingewandert und in das Volk gedrungen sei.

IV. Volkstümlicher Glaube und Brauch bei Geburt und Taufe.

Eine Kindstaufe in den dreizehn Dörfern. Ein Beitrag zur sächsischen Sittengeschichte. Von Fr. Fr. Fronius. Abgedruckt in: Aus Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart, S. 24.

Derselbe: Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen. Wien. Graeser, 1883, XVI u. 252 S.

Hillner, Haltrich-Wolff.

1. Schwangerschaft und Geburt.

Es ist leider Thatsache, dass die Vermehrung der sächsischen Bevölkerung eine sehr geringe ist, die Ursache dieser betrübenden Erscheinung liegt aber nicht allein in der niederen Zahl der jährlichen Geburten, sondern zum Teile auch in der grossen Sterblichkeit der Kinder und in dem häufigen Vorkommen von Totgeburten, die sich aus der ungenügenden Ernährung unserer Landbevölkerung, aus ihrer angestregten Lebensweise und Ueberarbeitung der Frau erklären lassen. Furcht vor Vermögenszersplitterung und materiellem Rückgang sind die Beweggründe, dass der sächsische Bauer kein Freund des Kinderreichtums ist; „erst auf den Tisch, dann um den Tisch“, lautet sein vorsichtiges Sprichwort, und von jemandem, der Nachkommen in grosser Zahl besitzt, sagt er verächtlich: „e verblêsch“, d. h. er wird auch so bedürfnislos und arm wie ein Wallache. Wirtschaftlicher Aufschwung, der den Mangel an Arbeitskräften fühlbar macht, Vertiefung des Familienlebens, vor allem aber religiöse Thätigkeit der Landgeistlichen haben in den letzten Jahrzehnten der Kinderarmut, soweit dieselbe künstlichen Mitteln entsprang, vielfach mit Erfolg gesteuert. Uebrigens ist der Sachse meist ein sehr zärtlicher und liebevoller Familienvater und wie er einerseits auf seine „zeitlichen Güter“ grosses Gewicht legt, so ist doch auch eine „geistliche Gabe“, ein Erbe dieses Gutes nötig, um sein Glück voll zu machen.

Volkswitz und Volkshumor, die selbstverständlich oft genug recht derb auftreten, haben, um den gesegneten Zustand der Frau zu bezeichnen, eine grosse Reihe von Redewendungen geschaffen, die besonders scharf werden, wenn das betreffende Weib eine „Sünderin“,

eine Ledige ist, dagegen fehlt auch tiefes Gefühl und heilige Scheu nicht, die in poesievollen Ausdrücken zu Tage tritt: „Sie ist des Herrn Magd; sie ist nicht allein.“

Die so schonungsbedürftige Zeit der Schwangerschaft umgiebt das Volk mit einem schützenden Mantel, den es aus Aberglauben webt, der gewiss mehr pädagogischen als mythischen Hintergrund besitzt und unverkennbar mit der Absicht auftritt, das Seelen- und Körperleben der zukünftigen Mutter in dem nötigen ruhigen Gleichgewichte zu erhalten.

Vor allen Dingen braucht die Frau körperliche Schonung, die sich die Bäuerin nicht immer angeeignen lassen will. Da verbietet ihr der Volksglaube schwere Arbeiten zu verrichten; sie darf nicht weben, sonst zerdrückt sie dem Kinde den Kopf, nicht den Ofen putzen, sonst stirbt es an Engbrüstigkeit. Wie vor schwerer Anstrengung, so muss die Schwangere auch vor gemüthlicher Aufregung bewahrt werden, da dieselbe einen Rückschlag auf die Leibesfrucht ausüben kann. Hieraus lässt es sich erklären, dass der Volksmund ihr nicht erlaubt, dem Zuschlagen des Sarges beizuwohnen oder bei Leichenbegängnissen den üblichen Umzug um den frisch aufgeworfenen Grabhügel mitzumachen (s. S. 107 [51]), sonst stirbt ihr das Kind nach der Geburt. Scharfes Anblicken missgestalteter Menschen oder Tiere muss, zumal in der „ersten halben Zeit“, von der Gesegneten vermieden werden, sonst verzieht sie sich. Gelüstet ihr nach irgend einer Speise, so muss ihr Verlangen befriedigt werden, sonst erfolgt Totgeburt. Ist eine Mutter unehrlich, so wird das Kind diebisch. Man wird kaum einen wesentlichen Zug in unserem Volksglauben finden, soweit er die wichtigen Ereignisse im Leben des Menschen betrifft, der sich nicht auch in dem deutschen Volksaberglauben der Gegenwart finde. Es scheint tatsächlich, als ob wir es gerade auf diesem Gebiete mit einem, von Generation zu Generation forterbenden Familienschatz zu thun haben, der wenig Veränderungen unterworfen ist, oder der, da die Bedingungen, unter denen er entstand, stets die gleichen bleiben, sich immer wieder erneuert.

Oft mitten in der schwersten Arbeit wird die sächsische Bauersfrau von den Wehen überrascht. Je weniger Menschen von der Stunde der Geburt Kenntniss haben, desto leichter verläuft dieselbe; von den Ecken jener Häuser, deren Bewohner darum wissen, muss man etwas Mörtel abkratzen, denselben in Wasser auflösen und der Gebärenden davon zu trinken geben. Auch wird die Entbindung erleichtert, wenn alle Schlösser im Hause abgesperrt und alle Knoten an der Kleidung der Frau aufgeknüpft werden. Dasselbe wird auch erreicht, wenn man Essig in den Stiefel des Mannes schüttet und der Frau daraus zu trinken giebt, oder wenn die Frau vor dem Herde niederkniet.

Für die Anstrengungen der schweren Stunde stärkt man die Gebärende mit Speise und Trank, dann muss sich der Vater des Kindes neben das Lager setzen und der Frau die Hand geben, sonst kann sie nicht erlöst werden.

Sobald sich die Erkrankte zu Bett begeben hat, werden alle Fenster fest verhangen und um das Bett wird ein Vorhang aus Leintüchern, die von der Decke bis zum Fussboden reichen, gemacht (das

Kriumtuch, s. Müller, Sagen Nr. 80), „damit der böse Geist der Wöchnerin nichts anhaben könne“. Aus demselben Grunde legt man den Bratspiess in den Ofen und unter das Kopfkissen ein rostiges, schartiges Messer, unter das Bett aber Rittersporn und Hagedorn, welcher die Truden vertreibt, die mit dem Ausrufe: „Hier ist Rittersporn und Hagedorn, hier ist all unser Thun verloren“ entfliehen.

Ist die schwere Stunde glücklich vorüber, so kommen die Verwandten zu Besuch, um das Kind in Augenschein zu nehmen und den Eltern ihre Glückwünsche darzubringen, meist in stereotypen Wendungen: „Gott sei gedankt, dass er auch unsere . . . erlöst hat von ihrer schweren Leibesbürde und hat ihr einen freundlichen Anblick gegeben.“ Oder: „Gott lass' euch froh werden an eurem jungen Erben, den euch Gott geschenkt hat; Gott gebe, dass ihr ihn gross ziehn mögt, Gott dem Herrn zur Ehre und euch zur Freude. Gott schenke ihm die Gesundheit und den Eltern, dass sie ihn gross ziehen können“ (Marienburg). Diese Formeln sind selbstverständlich in den einzelnen Orten verschieden, überall aber sind es ständige, fast jedem geläufige Redewendungen.

Für das zukünftige Leben des Neugeborenen ist Tag und Stunde der Geburt von grossem Einfluss. Der Sonntag als Geburtstag ist auch nach sächsischem Volksglauben heilbringend und verleiht die Eigenschaft, vergrabene Schätze zu sehen.

Die Wöchnerin und ihr Kind sind in der ersten Zeit mannigfachen Gefahren und bösen Einwirkungen ausgesetzt. Darum darf erstere das schützende Kriumtuch acht Tage lang nicht verlassen. Ruft ihr jemand am Fenster oder an der Thüre, so darf sie nicht antworten, denn die Rufenden sind die bösen Truden, folgt sie dem Rufe, so drehen ihr die Truden das Gesicht auf den Nacken, oder ziehen ihr den Mund schief, oder bringen das Kind um. Auf das Bett der Wöchnerin darf sich niemand niedersetzen und das Zimmer dürfen keine Kinder betreten, geschieht es dennoch, so wird dem Eintretenden, wenn es ein Knabe ist, die Kappe, wenn ein Mädchen, die Haube genommen. Wird die Wöchnerin von einer Frau besucht, welche selbst säugt, so muss diese aus ihren Brüsten ein paar Tropfen Milch auf das Bett der Besuchten spritzen, sonst nimmt sie der jungen Mutter die Milch fort. Da aber die Möglichkeit vorhanden ist, dass jemand das Zimmer betreten hat, der nicht „rein“ ist, so muss man, zumal hinter den Frauen, wenn sie die Thüre zugemacht, glühende Kohlen werfen, dann haben sie, auch wenn sie Truden sind, keine Macht über Kind und Mutter. Kracht etwas im Zimmer, so muss die Wöchnerin stets fragen: „Was willst du?“ Prasselt das Feuer, so muss sie den Brand mit dem Feuer-eisen hineinstossen und rufen: „Aeh, zum Nachbar,“ sonst hat sie grosses Aergernis.

Nach Verlauf von 14 Tagen darf die junge Mutter nunmehr auch das Zimmer verlassen, doch muss sie dabei stets einen Besen über das Kind in der Wiege legen, dann vermag ihm niemand etwas anzuhaben.

Weint das neugeborene Kind sehr viel und stark oder bekommt es gar Krämpfe, so ist es „berufen“. Berufen können Männer und Frauen sowohl absichtlich als auch unabsichtlich. Namentlich durch

Menschen mit triefenden Augen oder zusammengewachsenen Augenbrauen, durch scharfes Ansehen oder übermässiges Loben und Bewundern kann das Kind beschrien werden. Doch lässt sich dieses verhüten, wenn man dem Kinde eine alte Münze um den Hals hängt oder eine solche an das Häubchen, mitten über der Stirne, annäht. Ein gutes Schutzmittel gegen Berufen ist auch, wenn man mit der Zunge ein Kreuz über die Stirne des Säuglings leckt oder ihm ein dreieckiges, mit Weihrauch und Gewürz gefülltes Täschchen umhängt, auf welches ein Natternkopf gestickt ist.

Um festzustellen, ob das Kind wirklich berufen ist, wird eine kundige alte Frau gerufen, welche mit aufgestreiften Ärmeln in eine neue Schüssel Wasser hineingiesst, in welches eine Feuerschaufel voll glühender Kohlen geworfen wird; sinken dieselben unter, so ist das Kind berufen. Das beliebteste Heilmittel, welches in diesem Falle angewendet wird, ist das sogen. „Aescherchen“. Dasselbe wird in Bodendorf folgendermassen zubereitet:

Von allen Ecken des Zimmers, von den Ecken der Hausgeräte werden mit einem neuen Messer Stückchen abgeschabt, ebenso von Kleidern und Windeln Teilchen abgeschnitten und in ein neues Töpfchen mit siedendem Wasser geworfen, dazu wird ein Löffel voll Asche und einer voll Salz hinzugehan. Hat dieses Gemisch eine Zeitlang gekocht, so wird es in eine neue Schüssel geleert und das Töpfchen schnell darüber gestülpt. Zieht sich das Wasser wieder in das Töpfchen zurück, dann hilft das Aescherchen. Mit diesem Wasser wird nun das kranke Kind gewaschen, drei Tropfen desselben nimmt die Mutter in ihren Mund und giebt sie dem Berufenen zu trinken und spricht dabei: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des lieben heiligen Geistes. Amen.“ Die alte Frau aber leckt den Daumen ihrer rechten Hand, macht damit dem Kind ein Kreuz auf die Stirne und spricht: „Die zwei bösen Augen, die dich durchsahen, die drei heiligen, die sie überkamen. Im Namen etc.“ Dieses Vorgehen wird dreimal wiederholt. (Eine andere Zubereitung des Aescherchens siehe Haltrich-Wolff S. 260 und Hillner S. 22.)

Auch eine ganze Reihe anderer Heilmittel, welche bei berufenen Kindern angewendet werden, kennt unser Volksglaube. Man versorgt die abgefallene Nabelschnur des Kindes und giebt dem erkrankten gestossene und in warmem Wasser aufgelöste Teile derselben zu trinken. Dieselben guten Dienste thut ein Trunk Wasser, in welchem glühende Kohlen gelöscht sind. Die häufigste Anwendung gegen jenes Uebel finden aber Zauberformeln, die sich seit Jahrhunderten ziemlich unverändert im Volksmunde erhalten haben (s. Schuster, Siebenb.-sächs. Volksdichtungen etc. S. 292 u. 486). Wir teilen einige derselben mit, die wir dem oben angeführten Werke entnehmen:

Dich zwei falsche Augen ansehen,
Drei königliche dagegen sprechen,
Das ein war Gott der Vater,
Das ander Gott der Sohn,
Das dritte Gott der heilig Geist,
Der behüte diesem Kind sein Augen und Fleisch.
Im Namen des Vaters etc.

Zwei falsche Augen dich Micheln ansahen,
 Die deinen Gesund nahmen
 Drei gerechten dich wieder sahen,
 Das ein war Gott der Vater,
 Das ander der Sohn,
 Das dritte der h. Geist,
 Die deinen Gesund wieder gaben.
 So soll dir heut gebeszt sein,
 als der Kelch, als der Wein.
 als das lieb Himmelbrot,
 Das Gott seinen Jüngern am grünen Donnerstag
 aufgab und gebot.
 Im Namen etc.

*

Das walte Gott der Vater, Gott der Sohn etc.
 Gott der Herr Christus, der in den Garten trat,
 sein heiliges, wertcs, kroncs Kreutz ansahe,
 Die Gottheit, die er umschlosz
 sein heiliges wertcs Blut darüber gosz. —
 So ward Christus geboren,
 so wahr werde diesem Kinde
 Die grosze Wehtag aus seinem Haupt verloren!
 Im Namen des Vaters etc.

Die erste Zeit seines Lebens verbringt das neugeborene Kind in einer Wiege, in welche, bevor man das Kind hineinlegte, drei Knoblauchzwiebel, drei Pfefferkörner und drei Teilchen Weihrauch in ein Tüchlein geknüpft, gethan wurden.

Aermere Familien gebrauchen statt der buntgemalten, hölzernen Wiege ein Tuch, in welches der Säugling gelegt und das mit Seilen an der Zimmerdecke befestigt wird.

Nach der Anschauung des sächsischen Volksglaubens stammen die Kinder aus dem Flusse, aus dem Brunnen, aus dem Bache, woher die Hebamme sie herausgefischt hat. Sie halten sich in dem dicken weissen Schaume auf, der sich an den Ufern bildet. Ebenso häufig findet sich der Glaube, dass die Kinder von den Baumstämmen geholt oder unter denselben herausgegraben werden. Aus dem Wasser bringt sie der Storch, von den Bäumen die Krähe.

Länger als acht bis höchstens vierzehn Tage lässt man die Kinder nicht ungetauft, denn sterben sie vor der Taufe, so können sie nicht selig werden und in den Himmel kommen. Auch werden sie durch dieselbe dem Einflusse böser Geister entzogen. Es ist allgemeine Sitte, dem ersten Knaben den Namen des Vaters, dem ersten Mädchen den der Mutter zu geben. Die biblischen Namen Johann, Georg, Michael, Peter, Stefan, Martin, Andreas, Daniel, für Mädchen Katharina, Sofia, Sara, Anna, Maria, Rosine sind die unter der Landbevölkerung fast allein gebräuchlichen.

Da sich bei wichtigen Ereignissen der Verkehr unserer Bauern sowohl untereinander, als auch zwischen ihnen und dem Geistlichen in stereotypen, formelhaften Reden abspielt, so muss der junge Familienvater, dem die Pflicht obliegt, zu Gevatter zu bitten und dem Pfarrer die Taufe anzuzeigen, sich diese stehenden Ansprachen von einem kundigen Bekannten aneignen. Dann begiebt er sich im Kirchenkleide

zum Herrn Vater; an manchen Orten des Sachsenlandes trägt er bei diesem Gange, wenn der Täufling ein Knabe ist, ein ungeschältes, wenn ein Mädchen, ein geschältes Stöckchen in der Hand; anderswo schmückt er im ersteren Falle seinen Stock mit einem Blumenstrauss, im zweiten mit einem roten Band. Darauf wendet er sich — natürlich im Dialekte — in folgenden Worten mit seinem Anliegen an den Geistlichen: „Einen glückseligen guten Tag wünsche ich dem Herrn Vater. Ich will wünschen, der Herr Vater wäre mit Gesund auf können stehn! Im übrigen wird es dem Herrn Vater gar wohl bewusst und bekannt sein, was Gott hat wollen machen, er hat uns wollen segnen, nicht nur mit zeitlichen Gütern, sondern auch mit Leibeserben, und hat uns auch liebe Kinder zu erkennen gegeben, so wohl auch diesen lieben Sohn (dieses liebe Töchterchen). So bin ich gekommen und halte bei dem Herrn Vater bittlich an, der Herr Vater wolle gebeten sein und wolle uns das Kindchen auch zur heiligen Taufe zu bringen helfen“ (Bodendorf).

Die Taufe eines unehelichen Kindes zeigt die Hebamme an. In Rosenau (s. Hillner S. 31) mit folgenden Worten. Nachdem sie die übliche Begrüssung gesprochen, fährt sie fort: „Ich komme und bitte um die heilige Taufe für das arme Würmchen (d. i. Mädchen, den Knaben heisst der Sachse: Leibeserbe) der N. N., die sich nicht hat ihren Jungfernkranz in Ehren halten können, bis sie eine ehrliche Frau geworden wäre, sondern hat sich so weit eingelassen, bis sie nun auch sich beschmutzt und ein uneheliches Kind zur Welt gebracht hat.“

Früher standen auf einem solchen Vergehen schwere Strafen. Der schuldige Bursche ward aus der „Bruderschaft“, die Magd aus der „Schwesterschaft“ ausgeschlossen, letzterer sogar der Besuch der Kirche verboten. In Rosenau wurde sie während der Schwangerschaft von der Hebamme am Sonntage vor die Kirchenthüre geführt. In zerfetzter Kleidung, auf dem Kopfe mit einem zerrissenen Tuche geschleiert und Zwiebeln statt Bockelnadeln im Schleier musste sie dastehen und wurde von der Hebamme den Vorübergehenden mit den Worten: „Hier stelle ich der ehrsamen Gemeinde eine neue junge Frau vor“ gezeigt. An anderen Orten musste sie mehrere Sonntage hindurch während des Gottesdienstes in der Vorhalle der Kirche stehen, mit einem schweren, runden durchlöcherten Stein um den Hals.

Um die Taufe eines Waisenkindes bittet ein älterer Verwandter desselben.

Die gleichen Worte, mutatis mutandis, die der Anzeiger der Taufe auf dem Pfarrhofe sprach, richtet er nachher auch an den Prediger, da dieser Hilfsgeistliche die Taufhandlung, die in der Kirche vor sich geht, vornimmt.

Je mehr städtischer Einfluss sich in einem Dorfe geltend gemacht hat, desto kürzer werden diese stehenden Ansprachen, da man in ihnen etwas Altmodisches, Bäuerisches zu sehen beginnt. So reduziert sich die an den Pfarrer gehaltene Rede in unseren Marktflecken auf die kurze Wendung, der Herr Vater möge aus dem kleinen Heiden durch die heilige Taufe einen Christen machen. Aber auch dort, wo die Ansprachen noch in voller Uebung stehen, sind sie allerlei Verände-

rungen unterworfen, namentlich ändern einzelne, besonders reddegewandte Personen „je nach Umständen“ an ihnen, so dass nach einer Reihe von Jahren neben dem alten aussterbenden sich ein neues Schema gebildet hat. Auch hier haben wir es also, wie bei aller Volksüberlieferung, mit etwas Flüssigem, der Verwandlung Unterworfenem zu thun.

Hat der junge Vater sich den Beistand der Kirche erbeten, so begiebt er sich zu denen, die er zu seinen Taufzeugen ausersehen. Die Zahl derselben besteht entweder aus drei oder vier Personen. Im letzteren Falle werden zwei Paten und zwei Goden gebeten, im ersteren zwei Paten bei Knaben, zwei Goden bei Mädchen. Nach der Begrüssung und der Bitte um Verzeihung, dass der Eintretende in so früher Morgenstunde (später Abendstunde) noch störe, spricht er: „Im übrigen führen wir zu Gemüt und wissen uns zu erinnern, wie dass Gott uns auf dieser mühseligen Welt auch hat wollen wissen sowohl im ledigen, als auch im heiligen Ehestand. Im heiligen Ehestand flehten wir auch zu Gott, er solle uns nicht so ledig lassen, sondern soll uns segnen nicht nur mit Zeitlichem, sondern auch mit lieben Kindern. Nun sehen wir, dass uns Gott gesegnet hat mit einem lieben Söhnchen (Töchterchen). Nun wollen wir es auch nicht so im Heidentum lassen, sondern nahmen unsere Zuflucht zu unserem Geistlichen und zu Paten und Goden, dass es auch in das Christentum aufgenommen werde und einen christlichen Namen bekomme und in das Buch des Lebens aufgenommen werde. Nun halte ich bittlich an, Ihr solltet morgen beim . . . Glockenschlag kommen und das arme Würmchen aus der Mutter Schoss lösen. Ich hoffe, unsere Zukunft soll Euch nicht beschwerlich fallen, sondern vielmehr angenehm und gefällig sein, so wollen wir uns nicht nur höflich bedanken, sondern auch mit gleicher Freundschaft suchen zu verschulden“ (Deutsch-Tekes).

Der neue Gevatter antwortet hierauf einfach: „Es ist uns gern angenehm und gefällig“ und bewirtet den Patenbitter mit einem „Ehrentrunke“.

2. Die Taufe.

Die Taufhandlung wird meist am Sonntage, nach der Ortssitte verschieden, während oder nach dem Gottesdienste vorgenommen. Die beiden Goden begeben sich, im höchsten Staate, in das Taufhaus und bringen gleichzeitig Geschenke, bestehend in Eiern, Butter und einer Flasche Wein, mit. Von den Eltern des Täuflings und deren nächster Verwandtschaft erwartet, danken sie vorerst für die erzeigte Ehre und versprechen, „eine Gevatterschaft zu halten, dass Gott und alle frommen Christen ein Wohlgefallen daran finden mögen.“ In Deutsch-Kreuz bittet die ältere Gode: „Ich will euch auch schön bitten, ihr wollet uns aufnehmen zu Gevatterinnen; wir verheissen euch auch die Gevatterinnen zu sein, die euch alle Ehre und Freundschaft erzeigen, so lange uns Gott der Herr bei einander lässt leben.“

Eine der anwesenden älteren Frauen dankt hierauf mit ähnlichen Worten, worauf ein kleiner Imbiss gereicht wird. Ist die Zeit des Kirchganges gekommen, so wird der jüngeren Gode das Kind aus der

Wiege mit den Worten übergeben: „Unberufen geben wir es Euch, unberufen bringt es wieder zurück.“ In Nadosch nimmt die Gode es selber auf, mit den Worten:

Bedenkt, bedenkt,
Was Gott uns schenkt!
Es ist ein Englein fein,
Dem sollen wir heute Goden sein!
Einen Heiden nehmen wir mit;
Einen Christen wollen wir bringen!
In Gesundheit lassen wir euch.

(s. Fronius, Kindstaufe S. 30). Der Täufling ist auf das schönste geschmückt. In Propstdorf wird er in die Brautschürze seiner Mutter gewickelt, mit den Seidenbändern, die sie als Jungfrau getragen, „gefatscht“ und mit dem Brauttuch zugedeckt (Hillner S. 34). Entweder die Hebamme oder die jüngere Gode trägt das Kind in die Kirche und auch wieder zurück. Beim Hinausgehen sagen die Goden: „Mit Gesund bleibt ihr;“ die Zurückbleibenden antworten: „Mit Gesund geht ihr.“ Mit dem frommen Wunsche: „Gott segne euren Ausgang und Eingang“ entlässt man die Weggehenden. Die Paten gehen meist direkt in die Kirche und erwarten den Taufzug in der Sakristei. Früher durften die Taufzeugen mit dem Kinde die Kirche erst betreten, wenn der Geistliche in der Vorhalle über dem Kinde gebetet, das Kreuz gemacht und den Teufel ausgetrieben hatte. Ein Zeichen dessen, wie unser durchaus protestantisches Volk selbst auch solche, der katholischen Zeit entstammende Bräuche festgehalten hat. In manchem sächsischen Dorfe übergeben die Paten vor der Kirchenthüre der Hebamme für den Täufling ein kleines Geldgeschenk, das in rote Baumwolle gewickelt (Gergesdorf) oder in ein rotseidenes Band eingeknüpft ist. Bei der Taufhandlung wurde früher das Kind mit dem Gesichte nach abwärts gekehrt, welcher Brauch sich auch jetzt noch an einigen Orten erhalten hat. Findet dieselbe während des Gottesdienstes statt, so nimmt die ganze anwesende Gemeinde, stehenden Fusses, durch Absingung eines Taufliedes daran Teil (Hillner S. 35).

Nach der Rückkehr in das Elternhaus spricht die älteste Gode: „Einen Heiden trugen wir aus dem Haus, einen Christen bringen wir euch ins Haus. Gott lass' euch Ehr' und Freude an ihm erleben.“ Darauf legt sie das Kind auf den Tisch, dann auf den Herd, schliesslich auf das Bett und spricht dabei:

Hier lege ich dich auf den Tisch,
Du sollst wachsen wie ein Fisch!
Hier lege ich dich auf den Herd,
Du sollst wachsen deinem Vater und deiner Mutter wert!
Hier lege ich dich aufs Bett,
Du sollst schweigen, bis deine Mutter wäscht und bäckt.

Darauf beide Goden:

Patchen, lebe, wachse, blüh!
Alles Unglück von dir flieh,
Gottes Geist, Gnad, Heil und Segen
Sei mit dir auf allen Wegen.

(s. Fronius, Kindstaufe S. 31).

Da die Paten erst nach der Rückkehr aus der Kirche mit den Eltern des Kindes in Berührung kommen, findet nunmehr zwischen diesen feierliche Rede und Gegenrede statt. Der ältere der beiden Männer redet den Hausvater an: „Es ist uns ja bekannt, was der liebe Gott mit Euch hat machen wollen in Eurem Ehestand und hat Euch auch gesegnet mit einem lieben Söhnchen. Nun befandet Ihr Euch unmöglich, dasselbe zur heiligen Taufe zu befördern, sondern nahmt Eure Zuflucht erstlich zu den Seelsorgern, als dieselben sollten ihm seinen ersten Ehrendienst helfen leisten, zweitens zu Paten und Goden. Nun kommen wir nach verrichteter Sache und bringen dies Kind nach Haus und nach Hofe und sind bittfällig, unsere Ankunft sollte Euch nicht beschwerlich sein.“ Hierauf entgegnet der Angeredete: „Es ist dem also, dass uns Gott auch hat gesegnet in unserem Ehestand für diesmal mit einem lieben . . . Nun waren wir unmöglich, dies Würmchen selbst der Christenheit durch die Taufe einzuverleiben; so nahmen wir denn unsere Zuflucht zu Seelsorgern, wie auch zu Paten und Goden, wodurch seine Aufnahme in die Christenheit geschah und durch sie bestätigt ward. Nun kommt ihr und bringt, was ihr als Heiden wegtrugt, als Christen wieder und bittet, eure Ankunft sollte uns nicht beschwerlich sein: dafür hüte Gott“ (Sächs. Hausfreund, herausgegeben von G. Binder. Kronstadt 1850. S. 139).

Entweder an dem Taufstage selbst, oder einige Tage nachher findet das Godenmahl oder die Kaimes statt. Bei dem Erscheinen zu demselben obliegt wieder dem ältesten Paten die Pflicht, die Eingrussrede zu halten: „Ich wollte wünschen, der Gesund soll sich bei Euch und bei den Eurigen wohl befinden; befindet sich etwas wohl, das wolle der liebe Gott erhalten und vermehren, wäre aber einiger Mangel eingerissen, der uns unbewusst und unbekannt ist, so wollen wir den treuen Gott bitten, der den Mangel abwenden wolle und statt des Mangels Leben und Gesund, Frieden und den lieben Segen geben wolle“ (Bodendorf).

Streng geordnet nach Alter und Würde setzt man sich zu Tisch. Hanklich — d. i. ein mit Eiern bestrichener Fladen —, Klotsch (der magyarische kalács), Reissuppe, Kraut und Braten sind die ständigen Gerichte, die bei jeder festlichen Gelegenheit, also auch bei dem Taufschmause, aufgetragen werden.

Bevor die Speisen berührt werden, wird noch hie und da, früher war es allgemein Sitte, das Gebet: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast,“ gesprochen, dann bringt der älteste oder redegewandteste der Anwesenden einen Trinkspruch auf das neugetaufte Kind und dessen Eltern aus und beschliesst damit gleichsam den offiziellen Teil des Festes, indem er jedem die Erlaubnis giebt, „sich zu belieben und belustigen nach Lieb und Lust; Gott gebe es jedem zu Gut und Blut.“

Anfangs geht es bei dem Mahle ausserordentlich gemessen und ruhig zu, bis der Wein, dem eifrig zugesprochen wird, auch das bedächtige sächsische Temperament erwärmt und eine allgemeine lebhaftige Unterhaltung zum Durchbruche bringt. Dabei kreist der Becher im wahren Sinne des Wortes, da sich auf der Tafel nur ein Glas befindet, das von Hand zu Hand weiter gegeben wird. Dasselbe ganz

auszutrinken, gilt als unanständig, man nippt nur die Hälfte davon ab, und derjenige, welcher getrunken hat, füllt es dann sofort wieder.

Den Löwenanteil an der Unterhaltung hat die Hebamme zu tragen, welcher die Rolle der lustigen Person zufällt. Sie muss Gesellschaftsspiele und Aufführungen arrangieren und leiten und gegen ein kleines Geschenk jeden dabei vertreten, der sich nicht daran beteiligen will. Unter den bei dem Taufschmause gebräuchlichen Belustigungen ziehen zwei unsere Aufmerksamkeit auf sich: das Springen über den Trog und der Spiesstanz (s. Hillner S. 41 ff.).

Es wird ein umgestülpter Backtrog in die Mitte des Zimmers gelegt, auf den ein brennendes Licht, an anderen Orten ein Ei in einem Häufchen Asche gesetzt wird. Die anwesenden jungen Frauen müssen nun darüber hinwegspringen, ohne das Licht auszulöschen oder das Ei herabzuschlagen. Diejenigen, die sich weigern, den Sprung zu thun, bekommen keine Buben, sondern nur Mädchen.

Der Spiesstanz wird folgendermassen aufgeführt. Zwei Bratspiesse, in Ermangelung derselben thun zwei Stöcke oder „Wasserbäume“ dieselben Dienste, werden kreuzweise über einander auf den Boden gelegt. Der Tanzende muss nun möglichst rasch und gewandt aus einem Spiesswinkel in den anderen springen, ohne das Kreuz zu verschieben. Tritt die Hebamme für jemanden aus der Gesellschaft ein, so begleitet sie ihre bald rascheren, bald langsameren Bewegungen mit dem Gesange folgenden Liedes:

Vaemrə vîχ, pelzə zes, zæt mər of meń inîχ fes,
zæt vol k'ôn ix dōntstn. zæt vol gîd et, zæt vol štîd et,
zæt vol hopt et, zæt vol štopt et, zæt vol k'ôn ix dōntstn. —

In manchen Dörfern herrscht der Brauch, dass die Wöchnerin sich während des Taufschmauses ins Bett legen muss, an anderen dagegen nimmt sie an demselben ebenfalls teil.

Am Schlusse des Festes erhebt sich der älteste Taufpate, um sich zu beurlauben und um zu danken: „Ihr meine lieben Freunde! Alles was einen Anfang hat, hat auch ein Ende! Diese Freunde haben sich und uns zur Ehre und ihrem Ehepflänzchen zu Liebe ein kleines Mahl gestiftet. Gott gebe einem jeden zu gut, was er hat können geniessen, und ersetze es Gott unseren Freunden, dass sie es nicht spüren mögen“ (Bodendorf).

Wenn wir diese stereotypen Ansprachen, die bei allen wichtigen Lebensereignissen des sächsischen Bauern eine so grosse Rolle spielen, betrachten, so muss uns deutlich werden, dass dieselben ganz gewaltig unter dem Einflusse jener Gebete stehen, die der Bauer allsonntäglich am Anfange oder Schlusse der Predigt zu hören bekommt und die sich eben gerade auf die wichtigen Abschnitte seines Lebens beziehen.

Nach der Taufe darf die Wöchnerin noch 4—6 Wochen das Haus und den Hof nicht verlassen. Früher wurde sie, wenn sie vorher die Thürschwelle übertrat und auf die Gasse ging, von dem Nachbarvater gestraft. Erst nach einer kirchlichen „Vorsegnung“, bei welcher der Geistliche ein Gebet über die junge Mutter spricht und die eben erst nach dem oben genannten Zeitraume stattfindet, darf sie wieder als gesund betrachtet werden.

V. Die Bruderschaft.

Materialien zur siebenbürgischen Rechtsgeschichte. Von Friedrich Schuler von Libloy. Hermannstadt 1862, 187 S., S. 175—187.

Ueber festliche Gebräuche und hierbei übliche Ansprachen unter den Siebenbürger Deutschen. Von Friedrich Schuler von Libloy. In Eugen von Trauschenfels: Magazin für Geschichte, Litteratur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens, 1859, Bd. 1, S. 1—30.

Ueber vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte. Von Prof. H. Usener. Beilage zur Allgem. Zeitung, 1893, Nr. 148 u. 150.

Fronius, Bilder etc., S. 54—72.

Alle unverheirateten Jünglinge eines sächsischen Dorfes, die „Knechte“, bilden einen eigenen Verband, die Bruderschaft, welche unter selbstgewählten Beamten und eigenen Satzungen steht. Unverkennbar zeigt sich die ordnende Hand der Kirche in der ganzen Organisation, deren Zweck es ist, den gesamten Wandel der mannbaren Dorfjugend, zumal ihr sittliches Leben und ihre Geselligkeit, einer strengen Aufsicht zu unterwerfen. Eine ähnliche Vereinigung bilden die erwachsenen Mädchen, die „Mägde“. Der Eintritt in die Bruder- oder Schwesterschaft erfolgt nach der Konfirmation. Die Aufnahme der neuen Mitglieder in die Bruderschaft wird in feierlicher Versammlung, dem Zugange, durch den obersten Beamten, den Altknecht, vollzogen. Sind die älteren Mitglieder zum „Zugang“ versammelt, so erscheinen die Neueintretenden unter Führung des jungen Alt- oder Wortknechtes, der mit folgenden Worten um die Aufnahme der jungen Brüder bittet:

„Ich kann es nicht unterlassen, erstlich dem treuen Gott zu danken für die Gnade und Barmherzigkeit, der uns so väterlich hat wollen erhalten, bis auf diesen lieben heutigen Tag. Es wird aber euch wohl bewusst und bekannt sein, dass Gott die Männer hat wollen segnen in unserer christlichen und königlichen Gemeinde und hat ihnen auch Kinder zu erkennen gegeben, sowohl auch diese lieben Söhne, die auch so weit und so fern auferwachsen sind in unserer christlichen Gemeinde; so halten sie bittlich an durch mich an die Bruderschaft, wir sollten sie auch in die Bruderschaft aufnehmen.“ (Bodendorf.)

Der Altknecht erwidert mit ähnlicher Gegenrede und nimmt die Bittenden auf, wenn sie versprechen, „Bruderschaftsgerechtigkeit zu

halten und jeden guten Bruder zu ehren und zu achten.“ An die feierliche Aufnahme schliesst sich eine, der Deposition des mittelalterlichen Studentenlebens sehr ähnliche Szene (s. Fronius, Bilder etc. S. 56). Mit der Vorlesung der Bruderschaftsordnung schliesst der Zugang.

Die meisten dieser Gesetze, die zweifellos sehr stark dem Einfluss der Zunft Einrichtung unterworfen gewesen sind, worauf schon einzelne Benennungen, wie Irtenknecht, hindeuten, stammen in ihrer gegenwärtigen Fassung aus den letzten Jahrzehnten. Sie regeln das Betragen der Knechte in der Kirche, bei ihren öffentlichen Unterhaltungen (den Wirtschaften) und in ihren Versammlungen (dem Zugange).

Die höchste Instanz der Bruderschaft ist der evangel. Ortspfarrer. Ihre unmittelbaren Aufsichter sind entweder die beiden Kirchenväter oder zwei selbstgewählte Knechtväter. Im übrigen untersteht sie einer aus ihrer Mitte entnommenen Regierung, die der Altknecht leitet, welcher den Vorsitz führt, Recht spricht und Strafen austeilt. Ihm treten helfend zur Seite die anderen Beamten, deren Zahl an den einzelnen Orten verschieden ist. Ueberall aber finden wir einen Stellvertreter des Vorstandes, den jungen Alt- oder Wortknecht und die Irtenträger, denen Vorbereitung und Besorgung der Festlichkeiten obliegt.

Die Wahlen werden zur Weihnachtszeit abgehalten. Dabei hat, was die Person des Altknechtes anbelangt, die politische und Kirchenbehörde neben der Bruderschaft das Kandidationsrecht und auf die Wahl der übrigen Amtsknechte übt wieder der Altknecht einen entscheidenden Einfluss aus. Die monatlich einmal stattfindende Versammlung der Bruderschaft heisst der Zugang. Bei demselben werden etwa entstandene Streitigkeiten geschlichtet und die vorgefallenen Uebertretungen der Vereinsgesetze bestraft. Wer sich selbst seines Vergehens beschuldigt, dem wird die Hälfte der Strafe erlassen. Fehlt eine solche Selbstanzeige, so treten die Beamten auf die Aufforderung des Altknechtes vor und beginnen die Anklagen. Beschuldigungen, die ein gewöhnlicher Bruder erhebt, müssen durch sieben Zeugen erwiesen werden. Hierauf entfernen sich die Angeklagten und in ihrer Abwesenheit verurteilt die Bruderschaft die Schuldigen an der Hand ihrer Artikel, oder in Fällen, die von denselben nicht vorhergesehen sind, nach eigenem Ermessen, zu Geldstrafen. Gegen das Urteil ist ein Rekurs an die Knechtväter und schliesslich an das Pfarramt gestattet.

Die Bruderschaft versammelt sich nicht nur zu Gerichtstagen, sondern auch zur Vorbereitung zum heil. Abendmahl. An einem Abend, gewöhnlich Freitags vor der Kommunion, wird Zugang gehalten. Am selben Tage ist der Altknecht bei dem Geistlichen gewesen und hat im Namen der Bruderschaft um Verzeihung gebeten und die Erlaubnis erhalten, am Abendmahl teilnehmen zu dürfen. Sind die gewöhnlichen Agenden der Bruderschaftsversammlung erledigt, so fragt der Altknecht: „Seid ihr geschickt zur Versöhnung?“ Antworten die Anwesenden bejahend, so gebietet er Ruhe und richtet in längerer Rede die Aufforderung an die versammelten Brüder, „so sich jemand gezankt hat, sich zu versöhnen. Es trete der Jüngere zum Aelteren und bitte ihn um Verzeihung.“

Ist dieses geschehen, so bitten auch die Amtsknechte, zuerst der Altknecht, „ihre lieben Brüder, sowohl älteste als auch jüngste, ihnen alles zu gute zu halten, was sie mit Worten oder Werken gefehlt“. Jeder erhält von der Bruderschaft die Antwort: „Du hast nichts gesündigt.“

Entzieht sich einer der Brüder ohne genügende Entschuldigung der Abendmahlfeier, so verfällt er einer schweren Strafe.

Eine Hauptaufgabe der Bruderschaft liegt darin, das Betragen ihrer Mitglieder bei den üblichen Lustbarkeiten einer strengen Aufsicht und Zucht zu unterwerfen. Den wesentlichsten Bestandteil ihrer Unterhaltungen bildet der Tanz. Auf den meisten Dörfern wird im Sommer allsonntäglich auf dem weiten Platze vor der Kirche nach dem Nachmittagsgottesdienste von der Bruder- und Schwesterschaft getanzt. Ausserdem finden gewöhnlich am zweiten Christtag, Ostertag und Pfingsttag und am Johannistage Tanzunterhaltungen statt, die bis zum nächsten Morgen dauern. Die Erlaubnis dazu muss der Altknecht vom Pfarrer erbitten. Die „Herberge“ stellen abwechselnd die Mägde der Schwesterschaft. Damit nicht durch Eifersucht Zank und Streit entstehe, darf kein Bursche in den Reigen treten, ausser mit dem Mädchen, das ihm von einem der beiden „Anführer“ zugeführt wird.

An jenen Sonntagnachmittagen, an welchen nicht getanzt wird, unterhalten sich Knechte und Mägde in „Gespielstuben“, welche im Winter von Martini bis Lichtmess durch die Rockenstuben abgelöst werden. Die Spinnstube wird, mit Ausnahme des Samstags, jeden Abend abgehalten. Trotzdem in derselben ein Amtsknecht strenge Aufsicht führt, so ist sie doch noch immer das, was sie stets gewesen, ein Ort, wo derbe Sinnlichkeit das Hauptwort führt. Uebrigens tragen ja mehr oder weniger alle Unterhaltungen unserer Bauern mit dem weiblichen Geschlechte diesen Charakter an sich.

Der Austritt aus Bruder- und Schwesterschaft erfolgt durch den Tod oder die Ehe, in den seltensten Fällen dadurch, dass ein Mitglied derselben unverheiratet in ein höheres Alter gelangt und dann freiwillig aus dem Verbande scheidet.

VI. Volkstümlicher Brauch und Glaube bei Verlobung und Hochzeit.

- Die siebenbürgisch-sächsische Bauernhochzeit. Ein Beitrag zur Sittengeschichte von Johann Maetz. Programm des evangel. Gymnasiums zu Schässburg. Kronstadt 1860, 101 S.
- Zwei Vorträge über die deutsche Frau. Von Joh. Wolff. Hermannstadt, Drotleff, 1894, 23 S.
- Die siebenbürgisch-sächsische Frau im Mittelalter von Dr. Fr. Teutsch. Im neuen Reich, 1881, II., Nr. 33, S. 246—266.
- Das Rockenlied. (Ein Beitrag zur Sammlung der sächsischen Hochzeitsgebräuche.) Von G. Schuller. Aus Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart. Hermannstadt, Steinhausen, 1857, S. 58—61.
- Das Königslied. Aus Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart. S. 74—79.
- Schuster, Rösseltanz, Volksdichtungen. Fronius, Bilder.

Die eheliche Verbindung wird in den sächsischen Landgemeinden meistens in sehr frühem Alter geschlossen. Ehe die allgemeine Wehrpflicht eine Möglichkeit derselben bei den Jünglingen hinausschob, traten diese oft schon im Alter von 20 oder 22 Jahren in den Ehestand und 14- oder 15jährige Bräute gehören auch heutzutage nicht zu den Seltenheiten. Der sächsische Bauer sieht eine Ehre darin, wenn seine Tochter möglichst bald Bewerber findet, denn das ist ein Zeichen, dass sie „etwas hat“. Alte Jungfer zu werden gilt als grosse Schande, und um dieser Eventualität auszuweichen, finden oft genug unüberlegte und leichtsinnige Eheschliessungen statt, ein Fall, der sonst schwerer eintritt, da das Eingehen einer Verbindung meistens durchaus das Resultat einer wohlbedachten Spekulation ist, bei welcher die Interessen zweier Familien das wichtigste Wort zu sprechen haben, der gegenseitige Besitz den Ausschlag giebt. Liebe und Zuneigung fallen dabei selten ins Gewicht.

Sobald ein Mädchen konfirmiert worden ist, noch ehe sie „1000 Wochen alt geworden“, denkt man daran, sie zu versorgen, denn:

„'S ist eine Waar',
gib sie dar,
je länger man sie hält,
je weniger sie gefällt.“

Dabei beruhigt die Eltern und Tochter das zuversichtliche Sprichwort, dass „jeder Sack sein Bändchen“, „jedes Töpfchen sein Deckelchen finden wird“.

Die strenge soziale Scheidung, welche sich in jedem Dorfe auf Grund der Besitzverhältnisse ergibt, sorgt dafür, dass die Ehen diese scharf gesonderten Schichten nicht überschreiten und schon bei der Wahl der oder des Geliebten wird ein „Knecht“ oder eine „Magd“ diese Grenze fast nie durchbrechen. Daher entwickelt es sich ganz naturgemäss, dass die mehr durch praktischen Blick und soziale Gleichheit erzeugten Liebesverhältnisse den Wünschen der Eltern vielfach entgegenkommen. Ist dieses letztere der Fall, so darf der Bursche ungehindert zu seiner Magd „in die Gasse“ gehen, d. h. die Abende mit ihr bis in die späte Nacht vor ihrer Gassenthüre zubringen, bei Tanzbelustigungen und in der Rockenstube widmet er nun fast ausschliesslich ihr seine Aufmerksamkeit und beschenkt sie bei passenden Gelegenheiten, am Namenstage, Jahrmarkte u. s. f., mit kleinen Gaben. Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass „die beiden sich paaren wollen“. Man sieht ihre Eltern öfter zusammengehen, die künftige Braut erzählt ihren Gespielinnen, dass sie nun „alles bei einander habe, was man einer Tochter schaffen müsse, die man versorgen wolle“, und die Mutter derselben redet vom vielen Vorrat, der in den Truhen aufgespeichert liege und wie gut es sei, dass man alten Speck genug habe, der in einem Turme des alten Burghaus aufbewahrt hängt.

Freilich läuft die Sache nicht immer so glatt ab. Wo diese stillschweigende oder durch dritte Personen hergestellte Einwilligung der Eltern fehlt, da werden jene kleinen Aufmerksamkeiten, die der Bursche dem Mädchen erweist, nicht gerne gesehen. Wagt derselbe trotzdem eines Abends eine bescheidene Anfrage an den Vater des Mädchens zu richten, so wird ihm als Antwort zu teil, die Kornerte sei heuer zu schwach ausgefallen, als dass man Hochzeit halten könne, die Tochter sei noch im Hause nötig, denn sie habe sich noch nicht einmal das Salz in die „Palukes“ (Polenta) verdient.

Das Werben geschieht in der Regel abends, an manchen Orten durch den Burschen selbst, an anderen durch einen Brautwerber, den Vater des Freiers, den Brautknecht oder einen Freimann.

Es wird dabei nicht immer gleich ein zustimmender Bescheid gegeben, sondern man bittet sich oft eine bestimmte Bedenkzeit aus.

Den Akt des Werbens, wie er in Peschendorf bei Schässburg vor sich geht, schildert Maetz (a. a. O. S. 27) ausführlich folgendermassen: Nachdem dem Knechte das Mädchen zugesagt worden ist, geht der Vater des ersteren und hält feierlich für denselben an mit den Worten: „Es ist allbereits bewusst und bekannt, dass wir uns vor mehreren Jahren in den heiligen Ehestand begeben haben und in demselben hat uns Gott nicht leer und ledig wissen wollen, sondern uns gesegnet, nicht mit zeitlichem vergänglichem Gut, sondern mit edlen Leibesfrüchten, wie auch mit einem lieben Sohn, der nun so weit herangewachsen, und zwar nicht im Rosengarten, sondern in vieler Müh' und Plage, bis dass er sich auch in den heiligen Ehestand zu setzen gedacht. Da hat er sich umgesehen in unserer christlichen Gemeinde,

in Gassen und Spielhäusern (auch „Spinnstuben, Gespielstuben“, bei Spiel und Tanz), und hat Gott den Herrn dabei angefleht, er solle ihm ein Weg zeigen, auf welchem er eine Gehilfin finde, die um ihn sei. Nun sehen wir, dass Gott ihn hat geleitet bis hierher zu Euch und hat die Erfahrung gemacht, dass Eure liebe Tochter Neigung zu ihm bekommen, sich mit ihm wechselseitig zu lieben. Demnach hat er bittlich angehalten, sowohl mit heimlichen als mit offenbarlichen Worten, bis er endlich auch ein Jawort und einen Handschlag erhalten hat. Bei dem konnten wir es aber nicht bewenden lassen, sondern bin auch kommen zur Ueberzeugung, eine Frage an Euch zu thun: ob Ihr unserem Sohn denn Eure Tochter zur Frau geben wolltet oder unsere Bemühung vergeblich gewesen sei?“

Der Vater des Mädchens erwidert im Falle der Zusage:

„Ja, es ist unser Wille und der Wille unserer Tochter. Eure Bitte soll Euch gewährt werden; und wir sagen sonst nichts dazu, als Gott der Herr wolle seinen Segen dazu geben, dass wir uns ihres Lebenswandels freuen möchten.“

Der Vater des Burschen:

„Da wir nun hören, dass Ihr uns unsere Bitte nicht versagt, so sind wir dafür erstlich dankbar, erbitten uns aber zur Versicherung für die Zukunft noch einen Handschlag.“

Vater und Tochter reichen dem Werber unter vielen Segenswünschen die Hand und sofort werden die beiderseitigen Verwandten herbeigeholt und um ihre Einwilligung befragt.

Wie sich in dieser Zuziehung der Sippe uralter germanischer Brauch erhalten hat, so auch darin, dass in dem auf das Werben bald folgenden „Brautvertrinken“ oder dem „Handschlag“ das eigentlich Bindende, oft der Hauptakt des Eheschlusses gesehen wird. Gegenwärtig wird derselbe an einem Tage mit der kirchlichen Verlobung abgehalten.

Haben sich die Eltern über alle Fragen geeinigt, so besuchen die beiden Väter der Brautleute eines Morgens im Feiertagskleide die Wochenfrühkirche und begeben sich nach derselben auf den Pfarrhof, wo der ältere der Männer den Pfarrer folgendermassen anspricht:

„Einen glückseligen Morgen wünsche ich dem Herrn Vater! Ich wollte wünschen, dass der Herr Vater und die Frau Mutter mit den lieben Angehörigen wohl auf wären können stehen! Im übrigen wird es dem Herrn Vater auch gar wohl bewusst und bekannt sein, wie dass Gott uns unsere beiderseitigen Kinder hat erhalten und hat sie lassen aufwachsen zwischen anderen frommen Leuten in unserer christlich und königlichen Gemeinde und hat ihnen auch nicht mehr auferlegt, als was sie haben ertragen können, so haben sie gedacht, sie hätten die Kinderschuhe zerrissen und den Knecht- und Magdstand vertreten, so haben sie einen ehrlichen Handschlag gehalten und bitten den Herrn Vater, er wolle diesen Handschlag besiegeln und unsere Kinder freien (!) und ihnen die Ringe wechseln. Gott wolle uns Frieden und Gesundheit und seinen Segen dazu geben.“ (Bodendorf.) Am folgenden Tage, gewöhnlich einem Sonnabend, nimmt nun der Geistliche die Verlobung vor, woran sich ein von den Eltern der Braut gegebenes Mahl, das Brautvertrinken oder der Handschlag, anschliesst.

Mit ähnlichen formelhaften, feierlichen Reden, wie wir sie bei jedem wichtigen Ereignisse im Leben des Sachsen finden, wird auch die Verlobung vorgenommen und geschlossen.

Ist die „Braut gemacht“, so werden die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen, die man möglichst rasch zu schliessen wünscht, denn: „Aus einem langen Brautstand wird kein Ehstand“, oder: „Langer Brautstand, kurzes Ehglück“. Darum laden nun die Väter einige Säcke Korn auf den Wagen und lassen sie für die Hochzeit mahlen, kaufen die Hochzeitskuh, sorgen für das Getränke und dingen die Geiger. Dann wird der Termin für die Trauung festgesetzt. Die gewöhnliche Zeit, in welcher Hochzeiten gefeiert werden, ist im Herbst nach der Weinlese und der Beendigung der wichtigen Feldarbeiten, ebenso in der arbeitslosen Winterszeit vom Dreikönigstage bis Lichtmess, oder zur Pfingstzeit. Zwischen Ostern und Pfingsten darf keine Hochzeit stattfinden, da dieselbe nicht gut ausfällt.

Bis zur Trauung holt der Bräutigam jeden Sonntag die Braut zur Kirche ab, die ihm dafür seinen Hut jedesmal mit einem gewaltigen Blumenstrausse schmückt. Ebenso geleitet er sie nach dem Gottesdienste wieder heim. An jenen drei Sonntagen, an denen das Brautpaar in der Kirche ausgerufen wird, gehen die beiden Mütter und laden die Freundschaft zur Hochzeit ein. Dabei weiss der Geladene recht gut, ob er bloss „ehrenhalber“ gerufen wird oder nicht und nur die nächsten Verwandten nehmen die Einladung an, und zwar erheischt es die Sitte, dass sie sich lange sträuben müssen und erst vielem Zureden nachgeben dürfen. Die Hochzeit wird fast durchgängig am Mittwoch abgehalten. Die Vorbereitungen dazu beginnen aber schon in der vorhergehenden Woche oder spätestens am Montag. Das erste Geschäft, welches besorgt werden muss, ist, dass die eingeladenen Knechte in den Wald fahren und das Hochzeitsholz bringen. Im Hause selbst sind die „Köchinnen“ beschäftigt, das Mehl zu sieben und alles vorzurichten, damit am nächsten Morgen mit dem Backen von Brot, Hanklich und Stritzel oder Klotsch begonnen werden kann. Gleichzeitig haben die Männer eine Kuh oder ein Schwein geschlachtet und das Getränke — Wein, in ärmeren Gemeinden Branntwein — besorgt. An manchen Orten gehen zwei Knechte mit Haselstöcken in den Händen durch die ganze Gemeinde, klopfen viermal an jedes Thor und fordern die Leute auf, etwas für die Küche des Hochzeitshauses beizutragen. In Bodendorf geht am Montag abend „der Lader“ und ladet die entfernteren Verwandten zur Hochzeit ein. Derselbe trägt dabei in einigen Dörfern ein blassrotes oder weisses Stäbchen mit rotem Bande und geschmückt mit einem Strausse, in der Hand und klopft damit an das Thor des Hauses, das er betritt.

In Bulkesch (s. Maetz, S. 43) bezweifelt man die Einladung, selbst wenn der Lader einen Pass vorzeigt, und bindet ihn mit einer Rute an den Herdfuss an. Ein mitgehender Knabe sucht ihn davor zu schützen. Die am Montag geladenen entfernten Verwandten besuchen die Hochzeit nicht, sondern erscheinen bloss an dem Vortage der Trauung im Hochzeitshause und bringen Rahm und Milch mit. Erst derjenige, bei welchem der Bittknecht nochmals erschienen ist, be-

deutsches Eigentum durchaus zusammenwarf, aus unseren Märchen eine vollständige Edda zusammenzustellen, ohne das hiezu verwendete Material auf seinen Ursprung irgendwie geprüft zu haben. Mit der Erkenntnis, dass die Edda nicht volkstümlich sei, musste dieser ganze künstliche Bau zusammenfallen. Solange Volksglaube und -überlieferung, sowie Volkssitte nicht auf das genaueste untersucht worden sind, wieweit sie unter christlichem Einflusse stehen, kann man nicht versuchen, germanische Mythenreste darin aufzufinden. Dazu kommt noch, dass man bisher unser Märchen für den zählebigsten, unverfälschtesten Bestandteil unserer Volksüberlieferung gehalten hat. Aber eingehendere Besichtigung zeigt, dass gerade solche Märchen, in welchen bisher die grösste Verwandtschaft mit der nordischen Skaldenpoesie erblickt wurde, auch bei den uns benachbarten Völkern vorkommen, somit Entlehnung keineswegs ausgeschlossen ist.

Man wird nicht irren, wenn man behauptet, dass unsere Volksüberlieferung auf diesem Gebiete im ganzen nichts anderes und — ausgenommen einzelne Züge — nichts mehr erhalten hat, als die deutsche, und dass diese Reste weniger im Märchen als im Volksglauben und -brauch sich finden. Aber weder im einen noch im anderen können wir die Himmelsbewohner der skaldischen Poesie suchen.

Unverkennbar tritt uns nur die Gestalt Wodans aus sächsischem Glauben entgegen. Sein Name ist uns allerdings nicht erhalten (s. Wolff, Beitr. z. Agrargesch. S. 47). Wie das deutsche Volk sieht auch das unsere ihn als langbärtigen, einäugigen Mann mit breitem Hut und langem, grauem Mantel. In seinem Eigentum befindet sich ein Schwert, mit dem man alles erhauen kann, oder eine Büchse, mit der man alles trifft, worauf man zielt, und die den Besitzer vor jedem Zauber schützt. Ihm gehört das achtfüssige weisse Ross. Durch Verleihung seiner Waffe und eines Rosses verhilft er Günstlingen zum Siege im Kampf gegen übernatürliche Gewalten (Drachen und Hexen). Eine Sage, die von einem schneeweissen Riesen mit einem Galgen im Wappen berichtet (Schuster S. 151), scheint die Erinnerung an Wodan als Gott der Gehängten zu bewahren (s. Schullerus, Zur Kritik etc., S. 36, Anm.).

In einer anderen Sage (Schuster, Mythen S. 270), in der der Geisterkönig als Wirbelwind auf seinem Wagen daherkommt, mag Wodan als Wind- und Wettergott noch erkennbar sein.

Gewiss ist es eigentümlich, dass unter den verhältnismässig reichen Resten der Wodansmythe der ausserordentlich plastische Zug der wilden Jagd nicht stärker hervortritt. Zur Entwicklung einer Sage vom wilden Jäger scheint es bei uns nicht gekommen zu sein, oder ist dieselbe verloren gegangen. Was davon nach dem bisher gesammelten Material in unserem Volke lebt — in welchem Umfange wissen wir auch nicht —, ist die Erzählung, dass im Hülenberge bei Kaisd ein Kriegsheer seinen Sitz hat, das jedes Frühjahr donnerähnliches Geklirr und heftiges Rauschen hören lässt. Deutlicher spricht eine zweite Sage (Müller, Sagen, S. 62), nach welcher eine Frau, die nach dem Vesperläuten noch auf dem Felde arbeitete, von dem

„schweren Wagen“ überrascht wurde, den unsichtbare Leute mit lautem Rufen, Schreien und Peitschenknallen antrieben.

Allerlei günstige Umstände haben eine umfangreiche Sammlung sächsischer Zauberformeln ermöglicht (s. Schuster, Volkslieder, S. 285). Ein grosser Teil derselben entstammt Aufzeichnungen aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Nur bei manchen von ihnen ist es nachgewiesen, dass sie im Volksmunde auch gegenwärtig noch fortleben. Diejenigen, die ursprünglich auf heidnische Gottheiten zurückgingen, haben an deren Stelle überall die Mutter Gottes, Christus, einen Apostel oder St. Martin gesetzt. Einige zeigen auffallende Ähnlichkeit mit dem Merseburger Zauberspruch, so dass die Vermutung nahe liegt, dass der aus ihnen durch den christlichen Einfluss geschwundene Gott Wodan gewesen sei. Es sind die folgenden gegen das Verrenken angewendeten Formeln (s. Schuster, Siebenb.-sächs. Volksdichtungen, S. 316).

Christus der Herr und der liebe St. Pitter,
Die reiseten mit einander auf einen Weg.
Christus der Herr sprach zum lieben St. Pitter:
kommst du?

Ich komme nicht,
meine Adern sind mir krank und lahm.

Christus der Herr sprach:

Nimm Schmär und Salz klein,

schmier alle dein Gebein,

so werden dir alle Adern

kommen auf den rechten Statzen.

Er brach es ein mit seiner rechter, gebenedeiter Hand,

er gab es denen, die da schmierten.

Wer war der Arzt?

Christus der Herr war es selbst;

er heilt alle Wunden, alle Schmerzen

nach seinem göttlichen Willen. Amen!

*

Gott der Herr und der liebe St. Märten,

sie ritten über einen grünen Wasen,

über einen harten Dosem,

über einen marmorinnen Stein.

Da sprach Gott der Herr:

Märten, komm mir nach!

„Herr Meister, wie soll ich dir nachkommen?

mein Röszen ist mir krank.

Nimm Schmär und Salz klein,

und schmier dem Röszen sein Gebein,

so wird es bald heilen, etc.

*

Gott der Herr und St. Pitter

gingen über einen grünen Wasem

über einen dünnen Dosem;

da zerbrach St. Pitter sein Gebein.

Lieber Herr Meister, wie soll ich dir nachkommen?

ich bin worden lahm.

„Geh und nimm Schmalz

und klein Salz

und schmier dir dein Gebein!

so wird es dir wieder werden rein.“

Im Namen etc.

In der Bistritzer Gegend findet auch heute noch folgende Zauberformel gegen das Verrenken Anwendung, die noch viel nähere Verwandtschaft mit dem Merseburger Spruch zeigt, als die soeben mitgeteilten. Dieselbe lautet (s. Korrespondenzbl. d. Ver. f. siebenb. Landesk. 1886, S. 55):

Də mōtr Jēzu geng æn enə grānən vōlt,
 ze trōd ov enə murmelnə štē;
 zə feringkt zij ëdər ond bæe.
 Ëdər tsə ëdər, bæe tsə bæe,
 Æzu vā əd æm mōtrlaev əmpfəngən vōr.
 Æm numən gotəs, dəs fuətrs, dəs zənəz ont helign gēstəs.

Man muss sehr vorsichtig sein, in unserem Volksglauben neben den deutlichen Spuren der Wodansmythe noch andere Reste germanischen Götterglaubens nachweisen zu wollen. So viel man bei dem gegenwärtigen Stand der Untersuchungen sehen kann, wird man kaum mehr davon finden als Niederschläge in Sage und hauptsächlich Redewendungen, die auf Donar deuten, und in Hochzeitsbräuchen vielleicht Reste eines Frijakultes. Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, dass Gestalt und Name der Frau Holda erst recht spät auf litterarischem Wege eingewandert und in das Volk gedrungen sei.

IV. Volkstümlicher Glaube und Brauch bei Geburt und Taufe.

Eine Kindstaufe in den dreizehn Dörfern. Ein Beitrag zur sächsischen Sittengeschichte. Von Fr. Fr. Fronius. Abgedruckt in: Aus Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart, S. 24.

Derselbe: Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen. Wien. Graeser, 1883, XVI u. 252 S.

Hillner, Haltrich-Wolff.

1. Schwangerschaft und Geburt.

Es ist leider Thatsache, dass die Vermehrung der sächsischen Bevölkerung eine sehr geringe ist, die Ursache dieser betrübenden Erscheinung liegt aber nicht allein in der niederen Zahl der jährlichen Geburten, sondern zum Teile auch in der grossen Sterblichkeit der Kinder und in dem häufigen Vorkommen von Totgeburten, die sich aus der ungenügenden Ernährung unserer Landbevölkerung, aus ihrer angestregten Lebensweise und Ueberarbeitung der Frau erklären lassen. Furcht vor Vermögenszersplitterung und materiellem Rückgang sind die Beweggründe, dass der sächsische Bauer kein Freund des Kinderreichtums ist; „erst auf den Tisch, dann um den Tisch“, lautet sein vorsichtiges Sprichwort, und von jemandem, der Nachkommen in grosser Zahl besitzt, sagt er verächtlich: „e verblêsch“, d. h. er wird auch so bedürfnislos und arm wie ein Wallache. Wirtschaftlicher Aufschwung, der den Mangel an Arbeitskräften fühlbar macht, Vertiefung des Familienlebens, vor allem aber religiöse Thätigkeit der Landgeistlichen haben in den letzten Jahrzehnten der Kinderarmut, soweit dieselbe künstlichen Mitteln entsprang, vielfach mit Erfolg gesteuert. Uebrigens ist der Sachse meist ein sehr zärtlicher und liebevoller Familienvater und wie er einerseits auf seine „zeitlichen Güter“ grosses Gewicht legt, so ist doch auch eine „geistliche Gabe“, ein Erbe dieses Gutes nötig, um sein Glück voll zu machen.

Volkswitz und Volkshumor, die selbstverständlich oft genug recht derb auftreten, haben, um den gesegneten Zustand der Frau zu bezeichnen, eine grosse Reihe von Redewendungen geschaffen, die besonders scharf werden, wenn das betreffende Weib eine „Sünderin“,

eine Ledige ist, dagegen fehlt auch tiefes Gefühl und heilige Scheu nicht, die in poesievollen Ausdrücken zu Tage tritt: „Sie ist des Herrn Magd; sie ist nicht allein.“

Die so schonungsbedürftige Zeit der Schwangerschaft umgiebt das Volk mit einem schützenden Mantel, den es aus Aberglauben webt, der gewiss mehr pädagogischen als mythischen Hintergrund besitzt und unverkennbar mit der Absicht auftritt, das Seelen- und Körperleben der zukünftigen Mutter in dem nötigen ruhigen Gleichgewichte zu erhalten.

Vor allen Dingen braucht die Frau körperliche Schonung, die sich die Bäuerin nicht immer angedeihen lassen will. Da verbietet ihr der Volksglaube schwere Arbeiten zu verrichten; sie darf nicht weben, sonst zerdrückt sie dem Kinde den Kopf, nicht den Ofen putzen, sonst stirbt es an Engbrüstigkeit. Wie vor schwerer Anstrengung, so muss die Schwangere auch vor gemüthlicher Aufregung bewahrt werden, da dieselbe einen Rückschlag auf die Leibesfrucht ausüben kann. Hieraus lässt es sich erklären, dass der Volksmund ihr nicht erlaubt, dem Zuschlagen des Sarges beizuwohnen oder bei Leichenbegängnissen den üblichen Umzug um den frisch aufgeworfenen Grabhügel mitzumachen (s. S. 107 [51]), sonst stirbt ihr das Kind nach der Geburt. Scharfes Anblicken missgestalteter Menschen oder Tiere muss, zumal in der „ersten halben Zeit“, von der Gesegneten vermieden werden, sonst versieht sie sich. Gelüstet ihr nach irgend einer Speise, so muss ihr Verlangen befriedigt werden, sonst erfolgt Totgeburt. Ist eine Mutter unehrlich, so wird das Kind diebisch. Man wird kaum einen wesentlichen Zug in unserem Volksglauben finden, soweit er die wichtigen Ereignisse im Leben des Menschen betrifft, der sich nicht auch in dem deutschen Volksaberglauben der Gegenwart finde. Es scheint thatsächlich, als ob wir es gerade auf diesem Gebiete mit einem, von Generation zu Generation forterbenden Familienschatz zu thun haben, der wenig Veränderungen unterworfen ist, oder der, da die Bedingungen, unter denen er entstand, stets die gleichen bleiben, sich immer wieder erneuert.

Oft mitten in der schwersten Arbeit wird die sächsische Bauersfrau von den Wehen überrascht. Je weniger Menschen von der Stunde der Geburt Kenntnis haben, desto leichter verläuft dieselbe; von den Ecken jener Häuser, deren Bewohner darum wissen, muss man etwas Mörtel abkratzen, denselben in Wasser auflösen und der Gebärenden davon zu trinken geben. Auch wird die Entbindung erleichtert, wenn alle Schlösser im Hause abgesperrt und alle Knoten an der Kleidung der Frau aufgeknüpft werden. Dasselbe wird auch erreicht, wenn man Essig in den Stiefel des Mannes schüttet und der Frau daraus zu trinken giebt, oder wenn die Frau vor dem Herde niederkniet.

Für die Anstrengungen der schweren Stunde stärkt man die Gebärende mit Speise und Trank, dann muss sich der Vater des Kindes neben das Lager setzen und der Frau die Hand geben, sonst kann sie nicht erlöst werden.

Sobald sich die Erkrankte zu Bett begeben hat, werden alle Fenster fest verhangen und um das Bett wird ein Vorhang aus Leintüchern, die von der Decke bis zum Fussboden reichen, gemacht (das

Kriumtuch, s. Müller, Sagen Nr. 80), „damit der böse Geist der Wöchnerin nichts anhaben könne“. Aus demselben Grunde legt man den Bratspiess in den Ofen und unter das Kopfkissen ein rostiges, schartiges Messer, unter das Bett aber Rittersporn und Hagedorn, welcher die Truden vertreibt, die mit dem Ausrufe: „Hier ist Rittersporn und Hagedorn, hier ist all unser Thun verloren“ entfliehen.

Ist die schwere Stunde glücklich vorüber, so kommen die Verwandten zu Besuch, um das Kind in Augenschein zu nehmen und den Eltern ihre Glückwünsche darzubringen, meist in stereotypen Wendungen: „Gott sei gedankt, dass er auch unsere . . . erlöst hat von ihrer schweren Leibesbürde und hat ihr einen freundlichen Anblick gegeben.“ Oder: „Gott lass' euch froh werden an eurem jungen Erben, den euch Gott geschenkt hat; Gott gebe, dass ihr ihn gross ziehn mögt, Gott dem Herrn zur Ehre und euch zur Freude. Gott schenke ihm die Gesundheit und den Eltern, dass sie ihn gross ziehen können“ (Marienburg). Diese Formeln sind selbstverständlich in den einzelnen Orten verschieden, überall aber sind es ständige, fast jedem geläufige Redewendungen.

Für das zukünftige Leben des Neugeborenen ist Tag und Stunde der Geburt von grossem Einfluss. Der Sonntag als Geburtstag ist auch nach sächsischem Volksglauben heilbringend und verleiht die Eigenschaft, vergrabene Schätze zu sehen.

Die Wöchnerin und ihr Kind sind in der ersten Zeit mannigfachen Gefahren und bösen Einwirkungen ausgesetzt. Darum darf erstere das schützende Kriumtuch acht Tage lang nicht verlassen. Ruft ihr jemand am Fenster oder an der Thüre, so darf sie nicht antworten, denn die Rufenden sind die bösen Truden, folgt sie dem Rufe, so drehen ihr die Truden das Gesicht auf den Nacken, oder ziehen ihr den Mund schief, oder bringen das Kind um. Auf das Bett der Wöchnerin darf sich niemand niedersetzen und das Zimmer dürfen keine Kinder betreten, geschieht es dennoch, so wird dem Eintretenden, wenn es ein Knabe ist, die Kappe, wenn ein Mädchen, die Haube genommen. Wird die Wöchnerin von einer Frau besucht, welche selbst säugt, so muss diese aus ihren Brüsten ein paar Tropfen Milch auf das Bett der Besuchten spritzen, sonst nimmt sie der jungen Mutter die Milch fort. Da aber die Möglichkeit vorhanden ist, dass jemand das Zimmer betreten hat, der nicht „rein“ ist, so muss man, zumal hinter den Frauen, wenn sie die Thüre zugemacht, glühende Kohlen werfen, dann haben sie, auch wenn sie Truden sind, keine Macht über Kind und Mutter. Kracht etwas im Zimmer, so muss die Wöchnerin stets fragen: „Was willst du?“ Prasselt das Feuer, so muss sie den Brand mit dem Feuer-eisen hineinstossen und rufen: „Aeh, zum Nachbar,“ sonst hat sie grosses Aergernis.

Nach Verlauf von 14 Tagen darf die junge Mutter nunmehr auch das Zimmer verlassen, doch muss sie dabei stets einen Besen über das Kind in der Wiege legen, dann vermag ihm niemand etwas anzuhaben.

Weint das neugeborene Kind sehr viel und stark oder bekommt es gar Krämpfe, so ist es „berufen“. Berufen können Männer und Frauen sowohl absichtlich als auch unabsichtlich. Namentlich durch

Menschen mit triefenden Augen oder zusammengewachsenen Augenbrauen, durch scharfes Ansehen oder übermässiges Loben und Bewundern kann das Kind beschrien werden. Doch lässt sich dieses verhüten, wenn man dem Kinde eine alte Münze um den Hals hängt oder eine solche an das Häubchen, mitten über der Stirne, annäht. Ein gutes Schutzmittel gegen Berufen ist auch, wenn man mit der Zunge ein Kreuz über die Stirne des Säuglings leckt oder ihm ein dreieckiges, mit Weihrauch und Gewürz gefülltes Täschchen umhängt, auf welches ein Natternkopf gestickt ist.

Um festzustellen, ob das Kind wirklich berufen ist, wird eine kundige alte Frau gerufen, welche mit aufgestreiften Ärmeln in eine neue Schüssel Wasser hineingiesst, in welches eine Feuerschaufel voll glühender Kohlen geworfen wird; sinken dieselben unter, so ist das Kind berufen. Das beliebteste Heilmittel, welches in diesem Falle angewendet wird, ist das sogen. „Aescherchen“. Dasselbe wird in Bodendorf folgendermassen zubereitet:

Von allen Ecken des Zimmers, von den Ecken der Hausgeräte werden mit einem neuen Messer Stückchen abgeschabt, ebenso von Kleidern und Windeln Teilchen abgeschnitten und in ein neues Töpfchen mit siedendem Wasser geworfen, dazu wird ein Löffel voll Asche und einer voll Salz hinzugehan. Hat dieses Gemisch eine Zeitlang gekocht, so wird es in eine neue Schüssel geleert und das Töpfchen schnell darüber gestülpt. Zieht sich das Wasser wieder in das Töpfchen zurück, dann hilft das Aescherchen. Mit diesem Wasser wird nun das kranke Kind gewaschen, drei Tropfen desselben nimmt die Mutter in ihren Mund und giebt sie dem Berufenen zu trinken und spricht dabei: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des lieben heiligen Geistes. Amen.“ Die alte Frau aber leckt den Daumen ihrer rechten Hand, macht damit dem Kind ein Kreuz auf die Stirne und spricht: „Die zwei bösen Augen, die dich durchsahen, die drei heiligen, die sie überkamen. Im Namen etc.“ Dieses Vorgehen wird dreimal wiederholt. (Eine andere Zubereitung des Aescherchens siehe Haltrich-Wolff S. 260 und Hillner S. 22.)

Auch eine ganze Reihe anderer Heilmittel, welche bei berufenen Kindern angewendet werden, kennt unser Volksglaube. Man versorgt die abgefallene Nabelschnur des Kindes und giebt dem erkrankten gestossene und in warmem Wasser aufgelöste Teile derselben zu trinken. Dieselben guten Dienste thut ein Trunk Wasser, in welchem glühende Kohlen gelöscht sind. Die häufigste Anwendung gegen jenes Uebel finden aber Zauberformeln, die sich seit Jahrhunderten ziemlich unverändert im Volksmunde erhalten haben (s. Schuster, Siebenb.-sächs. Volksdichtungen etc. S. 292 u. 486). Wir teilen einige derselben mit, die wir dem oben angeführten Werke entnehmen:

Dich zwei falsche Augen ansehen,
Drei königliche dagegen sprechen,
Das ein war Gott der Vater,
Das ander Gott der Sohn,
Das dritte Gott der heilig Geist,
Der behüte diesem Kind sein Augen und Fleisch.
Im Namen des Vaters etc.

Zwei falsche Augen dich Micheln ansahen,
 Die deinen Gesund nahmen
 Drei gerechten dich wieder sahen,
 Das ein war Gott der Vater,
 Das ander der Sohn,
 Das dritte der h. Geist,
 Die deinen Gesund wieder gaben.
 So soll dir heut gebeszt sein,
 als der Kelch, als der Wein.
 als das lieb Himmelbrot,
 Das Gott seinen Jüngern am grünen Donnerstag
 aufgab und gebot.
 Im Namen etc.

*

Das walte Gott der Vater, Gott der Sohn etc.
 Gott der Herr Christus, der in den Garten trat,
 sein heiliges, wertcs, kroncs Kreutz ansahe,
 Die Gottheit, die er umschlosz
 sein heiliges wertcs Blut darüber gosz. —
 So ward Christus geboren,
 so wahr werde diesem Kinde
 Die grosze Wehtag aus seinem Haupt verloren!
 Im Namen des Vaters etc.

Die erste Zeit seines Lebens verbringt das neugeborene Kind in einer Wiege, in welche, bevor man das Kind hineinlegte, drei Knoblauchzwiebel, drei Pfefferkörner und drei Teilchen Weihrauch in ein Tüchlein geknüpft, gethan wurden.

Aermere Familien gebrauchen statt der buntgemalten, hölzernen Wiege ein Tuch, in welches der Säugling gelegt und das mit Seilen an der Zimmerdecke befestigt wird.

Nach der Anschauung des sächsischen Volksglaubens stammen die Kinder aus dem Flusse, aus dem Brunnen, aus dem Bache, woher die Hebamme sie herausgefischt hat. Sie halten sich in dem dicken weissen Schaume auf, der sich an den Ufern bildet. Ebenso häufig findet sich der Glaube, dass die Kinder von den Baumstämmen geholt oder unter denselben herausgegraben werden. Aus dem Wasser bringt sie der Storch, von den Bäumen die Krähe.

Länger als acht bis höchstens vierzehn Tage lässt man die Kinder nicht ungetauft, denn sterben sie vor der Taufe, so können sie nicht selig werden und in den Himmel kommen. Auch werden sie durch dieselbe dem Einflusse böser Geister entzogen. Es ist allgemeine Sitte, dem ersten Knaben den Namen des Vaters, dem ersten Mädchen den der Mutter zu geben. Die biblischen Namen Johann, Georg, Michael, Peter, Stefan, Martin, Andreas, Daniel, für Mädchen Katharina, Sofia, Sara, Anna, Maria, Rosine sind die unter der Landbevölkerung fast allein gebräuchlichen.

Da sich bei wichtigen Ereignissen der Verkehr unserer Bauern sowohl untereinander, als auch zwischen ihnen und dem Geistlichen in stereotypen, formelhaften Reden abspielt, so muss der junge Familienvater, dem die Pflicht obliegt, zu Gevatter zu bitten und dem Pfarrer die Taufe anzuzeigen, sich diese stehenden Ansprachen von einem kundigen Bekannten aneignen. Dann begiebt er sich im Kirchenkleide

zum Herrn Vater; an manchen Orten des Sachsenlandes trägt er bei diesem Gange, wenn der Täufling ein Knabe ist, ein ungeschältes, wenn ein Mädchen, ein geschältes Stöckchen in der Hand; anderswo schmückt er im ersteren Falle seinen Stock mit einem Blumenstrauss, im zweiten mit einem roten Band. Darauf wendet er sich — natürlich im Dialekte — in folgenden Worten mit seinem Anliegen an den Geistlichen: „Einen glückseligen guten Tag wünsche ich dem Herrn Vater. Ich will wünschen, der Herr Vater wäre mit Gesund auf können stehn! Im übrigen wird es dem Herrn Vater gar wohl bewusst und bekannt sein, was Gott hat wollen machen, er hat uns wollen segnen, nicht nur mit zeitlichen Gütern, sondern auch mit Leibeserben, und hat uns auch liebe Kinder zu erkennen gegeben, so wohl auch diesen lieben Sohn (dieses liebe Töchterchen). So bin ich gekommen und halte bei dem Herrn Vater bittlich an, der Herr Vater wolle gebeten sein und wolle uns das Kindchen auch zur heiligen Taufe zu bringen helfen“ (Bodendorf).

Die Taufe eines unehelichen Kindes zeigt die Hebamme an. In Rosenau (s. Hillner S. 31) mit folgenden Worten. Nachdem sie die übliche Begrüssung gesprochen, fährt sie fort: „Ich komme und bitte um die heilige Taufe für das arme Würmchen (d. i. Mädchen, den Knaben heisst der Sachse: Leibeserbe) der N. N., die sich nicht hat ihren Jungfernkranz in Ehren halten können, bis sie eine ehrliche Frau geworden wäre, sondern hat sich so weit eingelassen, bis sie nun auch sich beschmutzt und ein uneheliches Kind zur Welt gebracht hat.“

Früher standen auf einem solchen Vergehen schwere Strafen. Der schuldige Bursche ward aus der „Bruderschaft“, die Magd aus der „Schwesterschaft“ ausgeschlossen, letzterer sogar der Besuch der Kirche verboten. In Rosenau wurde sie während der Schwangerschaft von der Hebamme am Sonntage vor die Kirchenthüre geführt. In zeretzter Kleidung, auf dem Kopfe mit einem zerrissenen Tuche geschleiert und Zwiebeln statt Bockelnadeln im Schleier musste sie dastehen und wurde von der Hebamme den Vorübergehenden mit den Worten: „Hier stelle ich der ehrsamen Gemeinde eine neue junge Frau vor“ gezeigt. An anderen Orten musste sie mehrere Sonntage hindurch während des Gottesdienstes in der Vorhalle der Kirche stehen, mit einem schweren, runden durchlöcherten Stein um den Hals.

Um die Taufe eines Waisenkindes bittet ein älterer Verwandter desselben.

Die gleichen Worte, mutatis mutandis, die der Anzeiger der Taufe auf dem Pfarrhofe sprach, richtet er nachher auch an den Prediger, da dieser Hilfsgeistliche die Taufhandlung, die in der Kirche vor sich geht, vornimmt.

Je mehr städtischer Einfluss sich in einem Dorfe geltend gemacht hat, desto kürzer werden diese stehenden Ansprachen, da man in ihnen etwas Altmodisches, Bäuerisches zu sehen beginnt. So reduziert sich die an den Pfarrer gehaltene Rede in unseren Marktflecken auf die kurze Wendung, der Herr Vater möge aus dem kleinen Heiden durch die heilige Taufe einen Christen machen. Aber auch dort, wo die Ansprachen noch in voller Uebung stehen, sind sie allerlei Verände-

rungen unterworfen, namentlich ändern einzelne, besonders redegewandte Personen „je nach Umständen“ an ihnen, so dass nach einer Reihe von Jahren neben dem alten aussterbenden sich ein neues Schema gebildet hat. Auch hier haben wir es also, wie bei aller Volksüberlieferung, mit etwas Flüssigem, der Verwandlung Unterworfenem zu thun.

Hat der junge Vater sich den Beistand der Kirche erbeten, so begiebt er sich zu denen, die er zu seinen Taufzeugen ausersehen. Die Zahl derselben besteht entweder aus drei oder vier Personen. Im letzteren Falle werden zwei Paten und zwei Goden gebeten, im ersteren zwei Paten bei Knaben, zwei Goden bei Mädchen. Nach der Begrüssung und der Bitte um Verzeihung, dass der Eintretende in so früher Morgenstunde (später Abendstunde) noch störe, spricht er: „Im übrigen führen wir zu Gemüt und wissen uns zu erinnern, wie dass Gott uns auf dieser mühseligen Welt auch hat wollen wissen sowohl im ledigen, als auch im heiligen Ehestand. Im heiligen Ehestand flehten wir auch zu Gott, er solle uns nicht so ledig lassen, sondern soll uns segnen nicht nur mit Zeitlichem, sondern auch mit lieben Kindern. Nun sehen wir, dass uns Gott gesegnet hat mit einem lieben Söhnchen (Töchterchen). Nun wollen wir es auch nicht so im Heidentum lassen, sondern nahmen unsere Zuflucht zu unserem Geistlichen und zu Paten und Goden, dass es auch in das Christentum aufgenommen werde und einen christlichen Namen bekomme und in das Buch des Lebens aufgenommen werde. Nun halte ich bittlich an, Ihr solltet morgen beim . . . Glockenschlag kommen und das arme Würmchen aus der Mutter Schoss lösen. Ich hoffe, unsere Zukunft soll Euch nicht beschwerlich fallen, sondern vielmehr angenehm und gefällig sein, so wollen wir uns nicht nur höflich bedanken, sondern auch mit gleicher Freundschaft suchen zu verschulden“ (Deutsch-Tekes).

Der neue Gevatter antwortet hierauf einfach: „Es ist uns gern angenehm und gefällig“ und bewirtet den Patenbitter mit einem „Ehrentrunke“.

2. Die Taufe.

Die Taufhandlung wird meist am Sonntage, nach der Ortssitte verschieden, während oder nach dem Gottesdienste vorgenommen. Die beiden Goden begeben sich, im höchsten Staate, in das Taufhaus und bringen gleichzeitig Geschenke, bestehend in Eiern, Butter und einer Flasche Wein, mit. Von den Eltern des Täuflings und deren nächster Verwandtschaft erwartet, danken sie vorerst für die erzeigte Ehre und versprechen, „eine Gevatterschaft zu halten, dass Gott und alle frommen Christen ein Wohlgefallen daran finden mögen.“ In Deutsch-Kreuz bittet die ältere Gode: „Ich will euch auch schön bitten, ihr wollet uns aufnehmen zu Gevatterinnen; wir verheissen euch auch die Gevatterinnen zu sein, die euch alle Ehre und Freundschaft erzeigen, so lange uns Gott der Herr bei einander lässt leben.“

Eine der anwesenden älteren Frauen dankt hierauf mit ähnlichen Worten, worauf ein kleiner Imbiss gereicht wird. Ist die Zeit des Kirchganges gekommen, so wird der jüngeren Gode das Kind aus der

Wiege mit den Worten übergeben: „Unberufen geben wir es Euch, unberufen bringt es wieder zurück.“ In Nadosch nimmt die Gode es selber auf, mit den Worten:

Bedenkt, bedenkt,
Was Gott uns schenkt!
Es ist ein Englein fein,
Dem sollen wir heute Goden sein!
Einen Heiden nehmen wir mit;
Einen Christen wollen wir bringen!
In Gesundheit lassen wir euch.

(s. Fronius, Kindstaufe S. 30). Der Täufling ist auf das schönste geschmückt. In Propstdorf wird er in die Brautschürze seiner Mutter gewickelt, mit den Seidenbändern, die sie als Jungfrau getragen, „gefatscht“ und mit dem Brauttuch zugedeckt (Hillner S. 34). Entweder die Hebamme oder die jüngere Gode trägt das Kind in die Kirche und auch wieder zurück. Beim Hinausgehen sagen die Goden: „Mit Gesund bleibt ihr;“ die Zurückbleibenden antworten: „Mit Gesund geht ihr.“ Mit dem frommen Wunsche: „Gott segne euren Ausgang und Eingang“ entlässt man die Weggehenden. Die Paten gehen meist direkt in die Kirche und erwarten den Taufzug in der Sakristei. Früher durften die Taufzeugen mit dem Kinde die Kirche erst betreten, wenn der Geistliche in der Vorhalle über dem Kinde gebetet, das Kreuz gemacht und den Teufel ausgetrieben hatte. Ein Zeichen dessen, wie unser durchaus protestantisches Volk selbst auch solche, der katholischen Zeit entstammende Bräuche festgehalten hat. In manchem sächsischen Dorfe übergeben die Paten vor der Kirchenthüre der Hebamme für den Täufling ein kleines Geldgeschenk, das in rote Baumwolle gewickelt (Gergeschdorf) oder in ein rotseidenes Band eingeknüpft ist. Bei der Taufhandlung wurde früher das Kind mit dem Gesichte nach abwärts gekehrt, welcher Brauch sich auch jetzt noch an einigen Orten erhalten hat. Findet dieselbe während des Gottesdienstes statt, so nimmt die ganze anwesende Gemeinde, stehenden Fusses, durch Absingung eines Taufliedes daran Teil (Hillner S. 35).

Nach der Rückkehr in das Elternhaus spricht die älteste Gode: „Einen Heiden trugen wir aus dem Haus, einen Christen bringen wir euch ins Haus. Gott lass' euch Ehr' und Freude an ihm erleben.“ Darauf legt sie das Kind auf den Tisch, dann auf den Herd, schliesslich auf das Bett und spricht dabei:

Hier lege ich dich auf den Tisch,
Du sollst wachsen wie ein Fisch!
Hier lege ich dich auf den Herd,
Du sollst wachsen deinem Vater und deiner Mutter wert!
Hier lege ich dich aufs Bett,
Du sollst schweigen, bis deine Mutter wäscht und bäckt.

Darauf beide Goden:

Patchen, lebe, wachse, blüh!
Alles Unglück von dir flieh,
Gottes Geist, Gnad, Heil und Segen
Sei mit dir auf allen Wegen.

(s. Fronius, Kindstaufe S. 31).

Da die Paten erst nach der Rückkehr aus der Kirche mit den Eltern des Kindes in Berührung kommen, findet nunmehr zwischen diesen feierliche Rede und Gegenrede statt. Der ältere der beiden Männer redet den Hausvater an: „Es ist uns ja bekannt, was der liebe Gott mit Euch hat machen wollen in Eurem Ehestand und hat Euch auch gesegnet mit einem lieben Söhnchen. Nun befandet Ihr Euch unmöglich, dasselbe zur heiligen Taufe zu befördern, sondern nahmt Eure Zuflucht erstlich zu den Seelsorgern, als dieselben sollten ihm seinen ersten Ehrendienst helfen leisten, zweitens zu Paten und Goden. Nun kommen wir nach verrichteter Sache und bringen dies Kind nach Haus und nach Hofe und sind bittfällig, unsere Ankunft sollte Euch nicht beschwerlich sein.“ Hierauf entgegnet der Angeredete: „Es ist dem also, dass uns Gott auch hat gesegnet in unserem Ehestand für diesmal mit einem lieben . . . Nun waren wir unmöglich, dies Würmchen selbst der Christenheit durch die Taufe einzuverleiben; so nahmen wir denn unsere Zuflucht zu Seelsorgern, wie auch zu Paten und Goden, wodurch seine Aufnahme in die Christenheit geschah und durch sie bestätigt ward. Nun kommt ihr und bringt, was ihr als Heiden wegrugt, als Christen wieder und bittet, eure Ankunft sollte uns nicht beschwerlich sein: dafür hüte Gott“ (Sächs. Hausfreund, herausgegeben von G. Binder. Kronstadt 1850. S. 139).

Entweder an dem Taufstage selbst, oder einige Tage nachher findet das Godenmahl oder die Kaimes statt. Bei dem Erscheinen zu demselben obliegt wieder dem ältesten Paten die Pflicht, die Eingrussrede zu halten: „Ich wollte wünschen, der Gesund soll sich bei Euch und bei den Eurigen wohl befinden; befindet sich etwas wohl, das wolle der liebe Gott erhalten und vermehren, wäre aber einiger Mangel eingerissen, der uns unbewusst und unbekannt ist, so wollen wir den treuen Gott bitten, der den Mangel abwenden wolle und statt des Mangels Leben und Gesund, Frieden und den lieben Segen geben wolle“ (Bodendorf).

Streng geordnet nach Alter und Würde setzt man sich zu Tisch. Hanklich — d. i. ein mit Eiern bestrichener Fladen —, Klotsch (der magyarische kalács), Reissuppe, Kraut und Braten sind die ständigen Gerichte, die bei jeder festlichen Gelegenheit, also auch bei dem Taufschmause, aufgetragen werden.

Bevor die Speisen berührt werden, wird noch hie und da, früher war es allgemein Sitte, das Gebet: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast,“ gesprochen, dann bringt der älteste oder redegewandteste der Anwesenden einen Trinkspruch auf das neugetaufte Kind und dessen Eltern aus und beschliesst damit gleichsam den offiziellen Teil des Festes, indem er jedem die Erlaubnis giebt, „sich zu belieben und belustigen nach Lieb und Lust; Gott gebe es jedem zu Gut und Blut.“

Anfangs geht es bei dem Mahle ausserordentlich gemessen und ruhig zu, bis der Wein, dem eifrig zugesprochen wird, auch das bedächtige sächsische Temperament erwärmt und eine allgemeine lebhaftige Unterhaltung zum Durchbruche bringt. Dabei kreist der Becher im wahren Sinne des Wortes, da sich auf der Tafel nur ein Glas befindet, das von Hand zu Hand weiter gegeben wird. Dasselbe ganz

auszutrinken, gilt als unanständig, man nippt nur die Hälfte davon ab, und derjenige, welcher getrunken hat, füllt es dann sofort wieder.

Den Löwenanteil an der Unterhaltung hat die Hebamme zu tragen, welcher die Rolle der lustigen Person zufällt. Sie muss Gesellschaftsspiele und Aufführungen arrangieren und leiten und gegen ein kleines Geschenk jeden dabei vertreten, der sich nicht daran beteiligen will. Unter den bei dem Taufschmause gebräuchlichen Belustigungen ziehen zwei unsere Aufmerksamkeit auf sich: das Springen über den Trog und der Spiesstanz (s. Hillner S. 41 ff.).

Es wird ein umgestülpter Backtrog in die Mitte des Zimmers gelegt, auf den ein brennendes Licht, an anderen Orten ein Ei in einem Häufchen Asche gesetzt wird. Die anwesenden jungen Frauen müssen nun darüber hinwegspringen, ohne das Licht auszulöschen oder das Ei herabzuschlagen. Diejenigen, die sich weigern, den Sprung zu thun, bekommen keine Buben, sondern nur Mädchen.

Der Spiesstanz wird folgendermassen aufgeführt. Zwei Bratspiesse, in Ermangelung derselben thun zwei Stöcke oder „Wasserbäume“ dieselben Dienste, werden kreuzweise über einander auf den Boden gelegt. Der Tanzende muss nun möglichst rasch und gewandt aus einem Spiesswinkel in den anderen springen, ohne das Kreuz zu verschieben. Tritt die Hebamme für jemanden aus der Gesellschaft ein, so begleitet sie ihre bald rascheren, bald langsameren Bewegungen mit dem Gesange folgenden Liedes:

Vaemrə vîχ, pelzə zes, zæt mər of meñ inîχ fes,
zæt vol k'ôn îχ dōntstn. zæt vol gîd et, zæt vol štîd et,
zæt vol hopt et, zæt vol štopt et, zæt vol k'ôn îχ dōntstn. —

In manchen Dörfern herrscht der Brauch, dass die Wöchnerin sich während des Taufschmauses ins Bett legen muss, an anderen dagegen nimmt sie an demselben ebenfalls teil.

Am Schlusse des Festes erhebt sich der älteste Taufpate, um sich zu beurlauben und um zu danken: „Ihr meine lieben Freunde! Alles was einen Anfang hat, hat auch ein Ende! Diese Freunde haben sich und uns zur Ehre und ihrem Ehepflänzchen zu Liebe ein kleines Mahl gestiftet. Gott gebe einem jeden zu gut, was er hat können geniessen, und ersetze es Gott unseren Freunden, dass sie es nicht spüren mögen“ (Bodendorf).

Wenn wir diese stereotypen Ansprachen, die bei allen wichtigen Lebensereignissen des sächsischen Bauern eine so grosse Rolle spielen, betrachten, so muss uns deutlich werden, dass dieselben ganz gewaltig unter dem Einflusse jener Gebete stehen, die der Bauer allsonntäglich am Anfange oder Schlusse der Predigt zu hören bekommt und die sich eben gerade auf die wichtigen Abschnitte seines Lebens beziehen.

Nach der Taufe darf die Wöchnerin noch 4—6 Wochen das Haus und den Hof nicht verlassen. Früher wurde sie, wenn sie vorher die Thürschwelle übertrat und auf die Gasse ging, von dem Nachbarvater gestraft. Erst nach einer kirchlichen „Vorsegnung“, bei welcher der Geistliche ein Gebet über die junge Mutter spricht und die eben erst nach dem oben genannten Zeitraume stattfindet, darf sie wieder als gesund betrachtet werden.

V. Die Bruderschaft.

Materialien zur siebenbürgischen Rechtsgeschichte. Von Friedrich Schuler von Libloy. Hermannstadt 1862, 187 S., S. 175—187.

Ueber festliche Gebräuche und hierbei übliche Ansprachen unter den Siebenbürger Deutschen. Von Friedrich Schuler von Libloy. In Eugen von Trauschenfels: Magazin für Geschichte, Litteratur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens, 1859, Bd. 1, S. 1—30.

Ueber vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte. Von Prof. H. Usener. Beilage zur Allgem. Zeitung, 1893, Nr. 148 u. 150.

Fronius, Bilder etc., S. 54—72.

Alle unverheirateten Jünglinge eines sächsischen Dorfes, die „Knechte“, bilden einen eigenen Verband, die Bruderschaft, welche unter selbstgewählten Beamten und eigenen Satzungen steht. Unverkennbar zeigt sich die ordnende Hand der Kirche in der ganzen Organisation, deren Zweck es ist, den gesamten Wandel der mannbaren Dorfjugend, zumal ihr sittliches Leben und ihre Geselligkeit, einer strengen Aufsicht zu unterwerfen. Eine ähnliche Vereinigung bilden die erwachsenen Mädchen, die „Mägde“. Der Eintritt in die Bruder- oder Schwesterschaft erfolgt nach der Konfirmation. Die Aufnahme der neuen Mitglieder in die Bruderschaft wird in feierlicher Versammlung, dem Zugange, durch den obersten Beamten, den Altknecht, vollzogen. Sind die älteren Mitglieder zum „Zugang“ versammelt, so erscheinen die Neueintretenden unter Führung des jungen Alt- oder Wortknechtes, der mit folgenden Worten um die Aufnahme der jungen Brüder bittet:

„Ich kann es nicht unterlassen, erstlich dem treuen Gott zu danken für die Gnade und Barmherzigkeit, der uns so väterlich hat wollen erhalten, bis auf diesen lieben heutigen Tag. Es wird aber euch wohl bewusst und bekannt sein, dass Gott die Männer hat wollen segnen in unserer christlichen und königlichen Gemeinde und hat ihnen auch Kinder zu erkennen gegeben, sowohl auch diese lieben Söhne, die auch so weit und so fern auferwachsen sind in unserer christlichen Gemeinde; so halten sie bittlich an durch mich an die Bruderschaft, wir sollten sie auch in die Bruderschaft aufnehmen.“ (Bodendorf.)

Der Altknecht erwidert mit ähnlicher Gegenrede und nimmt die Bittenden auf, wenn sie versprechen, „Bruderschaftsgerechtigkeit zu

halten und jeden guten Bruder zu ehren und zu achten.“ An die feierliche Aufnahme schliesst sich eine, der Deposition des mittelalterlichen Studentenlebens sehr ähnliche Szene (s. Fronius, Bilder etc. S. 56). Mit der Vorlesung der Bruderschaftsordnung schliesst der Zugang.

Die meisten dieser Gesetze, die zweifellos sehr stark dem Einfluss der Zunft Einrichtung unterworfen gewesen sind, worauf schon einzelne Benennungen, wie Irtenknecht, hindeuten, stammen in ihrer gegenwärtigen Fassung aus den letzten Jahrzehnten. Sie regeln das Betragen der Knechte in der Kirche, bei ihren öffentlichen Unterhaltungen (den Wirschaften) und in ihren Versammlungen (dem Zugange).

Die höchste Instanz der Bruderschaft ist der evangel. Ortspfarrer. Ihre unmittelbaren Aufsichter sind entweder die beiden Kirchenväter oder zwei selbstgewählte Knechtväter. Im übrigen untersteht sie einer aus ihrer Mitte entnommenen Regierung, die der Altknecht leitet, welcher den Vorsitz führt, Recht spricht und Strafen austheilt. Ihm treten helfend zur Seite die anderen Beamten, deren Zahl an den einzelnen Orten verschieden ist. Ueberall aber finden wir einen Stellvertreter des Vorstandes, den jungen Alt- oder Wortknecht und die Irtenträger, denen Vorbereitung und Besorgung der Festlichkeiten obliegt.

Die Wahlen werden zur Weihnachtszeit abgehalten. Dabei hat, was die Person des Altknechtes anbelangt, die politische und Kirchenbehörde neben der Bruderschaft das Kandidationsrecht und auf die Wahl der übrigen Amtsknechte übt wieder der Altknecht einen entscheidenden Einfluss aus. Die monatlich einmal stattfindende Versammlung der Bruderschaft heisst der Zugang. Bei demselben werden etwa entstandene Streitigkeiten geschlichtet und die vorgefallenen Uebertretungen der Vereinsgesetze bestraft. Wer sich selbst seines Vergehens beschuldigt, dem wird die Hälfte der Strafe erlassen. Fehlt eine solche Selbstanzeige, so treten die Beamten auf die Aufforderung des Altknechtes vor und beginnen die Anklagen. Beschuldigungen, die ein gewöhnlicher Bruder erhebt, müssen durch sieben Zeugen erwiesen werden. Hierauf entfernen sich die Angeklagten und in ihrer Abwesenheit verurteilt die Bruderschaft die Schuldigen an der Hand ihrer Artikel, oder in Fällen, die von denselben nicht vorhergesehen sind, nach eigenem Ermessen, zu Geldstrafen. Gegen das Urteil ist ein Rekurs an die Knechtväter und schliesslich an das Pfarramt gestattet.

Die Bruderschaft versammelt sich nicht nur zu Gerichtstagen, sondern auch zur Vorbereitung zum heil. Abendmahl. An einem Abend, gewöhnlich Freitags vor der Kommunion, wird Zugang gehalten. Am selben Tage ist der Altknecht bei dem Geistlichen gewesen und hat im Namen der Bruderschaft um Verzeihung gebeten und die Erlaubnis erhalten, am Abendmahl teilnehmen zu dürfen. Sind die gewöhnlichen Agenden der Bruderschaftsversammlung erledigt, so fragt der Altknecht: „Seid ihr geschickt zur Versöhnung?“ Antworten die Anwesenden bejahend, so gebietet er Ruhe und richtet in längerer Rede die Aufforderung an die versammelten Brüder, „so sich jemand gezankt hat, sich zu versöhnen. Es trete der Jüngere zum Aelteren und bitte ihn um Verzeihung.“

Ist dieses geschehen, so bitten auch die Amtsknechte, zuerst der Altknecht, „ihre lieben Brüder, sowohl älteste als auch jüngste, ihnen alles zu gute zu halten, was sie mit Worten oder Werken gefehlt“. Jeder erhält von der Bruderschaft die Antwort: „Du hast nichts gesündigt.“

Entzieht sich einer der Brüder ohne genügende Entschuldigung der Abendmahlfeier, so verfällt er einer schweren Strafe.

Eine Hauptaufgabe der Bruderschaft liegt darin, das Betragen ihrer Mitglieder bei den üblichen Lustbarkeiten einer strengen Aufsicht und Zucht zu unterwerfen. Den wesentlichsten Bestandteil ihrer Unterhaltungen bildet der Tanz. Auf den meisten Dörfern wird im Sommer allsonntäglich auf dem weiten Platze vor der Kirche nach dem Nachmittagsgottesdienste von der Bruder- und Schwesterschaft getanzt. Ausserdem finden gewöhnlich am zweiten Christtag, Ostertag und Pfingsttag und am Johannistage Tanzunterhaltungen statt, die bis zum nächsten Morgen dauern. Die Erlaubnis dazu muss der Altknecht vom Pfarrer erbitten. Die „Herberge“ stellen abwechselnd die Mägde der Schwesterschaft. Damit nicht durch Eifersucht Zank und Streit entstehe, darf kein Bursche in den Reigen treten, ausser mit dem Mädchen, das ihm von einem der beiden „Anführer“ zugeführt wird.

An jenen Sonntagnachmittagen, an welchen nicht getanzt wird, unterhalten sich Knechte und Mägde in „Gespielstuben“, welche im Winter von Martini bis Lichtmess durch die Rockenstuben abgelöst werden. Die Spinnstube wird, mit Ausnahme des Samstags, jeden Abend abgehalten. Trotzdem in derselben ein Amtsknecht strenge Aufsicht führt, so ist sie doch noch immer das, was sie stets gewesen, ein Ort, wo derbe Sinnlichkeit das Hauptwort führt. Uebrigens tragen ja mehr oder weniger alle Unterhaltungen unserer Bauern mit dem weiblichen Geschlechte diesen Charakter an sich.

Der Austritt aus Bruder- und Schwesterschaft erfolgt durch den Tod oder die Ehe, in den seltensten Fällen dadurch, dass ein Mitglied derselben unverheiratet in ein höheres Alter gelangt und dann freiwillig aus dem Verbande scheidet.

VI. Volkstümlicher Brauch und Glaube bei Verlobung und Hochzeit.

Die siebenbürgisch-sächsische Bauernhochzeit. Ein Beitrag zur Sittengeschichte von Johann Maetz. Programm des evangel. Gymnasiums zu Schässburg. Kronstadt 1860, 101 S.

Zwei Vorträge über die deutsche Frau. Von Joh. Wolff. Hermannstadt, Drotleff, 1894, 23 S.

Die siebenbürgisch-sächsische Frau im Mittelalter von Dr. Fr. Teutsch. Im neuen Reich, 1881, II., Nr. 33, S. 246—266.

Das Rockenlied. (Ein Beitrag zur Sammlung der sächsischen Hochzeitsgebräuche.) Von G. Schuller. Aus Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart. Hermannstadt, Steinhausen, 1857, S. 58—61.

Das Königslied. Aus Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart. S. 74—79.

Schuster, Rösseltanz, Volksdichtungen. Fronius, Bilder.

Die eheliche Verbindung wird in den sächsischen Landgemeinden meistens in sehr frühem Alter geschlossen. Ehe die allgemeine Wehrpflicht eine Möglichkeit derselben bei den Jünglingen hinausschob, traten diese oft schon im Alter von 20 oder 22 Jahren in den Ehestand und 14- oder 15jährige Bräute gehören auch heutzutage nicht zu den Seltenheiten. Der sächsische Bauer sieht eine Ehre darin, wenn seine Tochter möglichst bald Bewerber findet, denn das ist ein Zeichen, dass sie „etwas hat“. Alte Jungfer zu werden gilt als grosse Schande, und um dieser Eventualität auszuweichen, finden oft genug unüberlegte und leichtsinnige Eheschliessungen statt, ein Fall, der sonst schwerer eintritt, da das Eingehen einer Verbindung meistens durchaus das Resultat einer wohlbedachten Spekulation ist, bei welcher die Interessen zweier Familien das wichtigste Wort zu sprechen haben, der gegenseitige Besitz den Ausschlag giebt. Liebe und Zuneigung fallen dabei selten ins Gewicht.

Sobald ein Mädchen konfirmiert worden ist, noch ehe sie „1000 Wochen alt geworden“, denkt man daran, sie zu versorgen, denn:

„'S ist eine Waar',
gib sie dar,
je länger man sie hält,
je weniger sie gefällt.“

Dabei beruhigt die Eltern und Tochter das zuversichtliche Sprichwort, dass „jeder Sack sein Bändchen“, „jedes Töpfchen sein Deckelchen finden wird“.

Die strenge soziale Scheidung, welche sich in jedem Dorfe auf Grund der Besitzverhältnisse ergibt, sorgt dafür, dass die Ehen diese scharf gesonderten Schichten nicht überschreiten und schon bei der Wahl der oder des Geliebten wird ein „Knecht“ oder eine „Magd“ diese Grenze fast nie durchbrechen. Daher entwickelt es sich ganz naturgemäss, dass die mehr durch praktischen Blick und soziale Gleichheit erzeugten Liebesverhältnisse den Wünschen der Eltern vielfach entgegenkommen. Ist dieses letztere der Fall, so darf der Bursche ungehindert zu seiner Magd „in die Gasse“ gehen, d. h. die Abende mit ihr bis in die späte Nacht vor ihrer Gassenthüre zubringen, bei Tanzbelustigungen und in der Rockenstube widmet er nun fast ausschliesslich ihr seine Aufmerksamkeit und beschenkt sie bei passenden Gelegenheiten, am Namenstage, Jahrmarkte u. s. f., mit kleinen Gaben. Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass „die beiden sich paaren wollen“. Man sieht ihre Eltern öfter zusammengehen, die künftige Braut erzählt ihren Gespielinnen, dass sie nun „alles bei einander habe, was man einer Tochter schaffen müsse, die man versorgen wolle“, und die Mutter derselben redet vom vielen Vorrat, der in den Truhen aufgespeichert liege und wie gut es sei, dass man alten Speck genug habe, der in einem Turme des alten Burghauses aufbewahrt hängt.

Freilich läuft die Sache nicht immer so glatt ab. Wo diese stillschweigende oder durch dritte Personen hergestellte Einwilligung der Eltern fehlt, da werden jene kleinen Aufmerksamkeiten, die der Bursche dem Mädchen erweist, nicht gerne gesehen. Wagt derselbe trotzdem eines Abends eine bescheidene Anfrage an den Vater des Mädchens zu richten, so wird ihm als Antwort zu teil, die Kornerte sei heuer zu schwach ausgefallen, als dass man Hochzeit halten könne, die Tochter sei noch im Hause nötig, denn sie habe sich noch nicht einmal das Salz in die „Palukes“ (Polenta) verdient.

Das Werben geschieht in der Regel abends, an manchen Orten durch den Burschen selbst, an anderen durch einen Brautwerber, den Vater des Freiers, den Brautknecht oder einen Freimann.

Es wird dabei nicht immer gleich ein zustimmender Bescheid gegeben, sondern man bittet sich oft eine bestimmte Bedenkzeit aus.

Den Akt des Werbens, wie er in Peschendorf bei Schässburg vor sich geht, schildert Maetz (a. a. O. S. 27) ausführlich folgendermassen: Nachdem dem Knechte das Mädchen zugesagt worden ist, geht der Vater des ersteren und hält feierlich für denselben an mit den Worten: „Es ist allbereits bewusst und bekannt, dass wir uns vor mehreren Jahren in den heiligen Ehestand begeben haben und in demselben hat uns Gott nicht leer und ledig wissen wollen, sondern uns gesegnet, nicht mit zeitlichem vergänglichem Gut, sondern mit edlen Leibesfrüchten, wie auch mit einem lieben Sohn, der nun so weit herangewachsen, und zwar nicht im Rosengarten, sondern in vieler Müh' und Plage, bis dass er sich auch in den heiligen Ehestand zu setzen gedacht. Da hat er sich umgesehen in unserer christlichen Gemeinde,

in Gassen und Spielhäusern (auch „Spinnstuben, Gespielstuben“, bei Spiel und Tanz), und hat Gott den Herrn dabei angefleht, er solle ihm ein Weg zeigen, auf welchem er eine Gehilfin finde, die um ihn sei. Nun sehen wir, dass Gott ihn hat geleitet bis hierher zu Euch und hat die Erfahrung gemacht, dass Eure liebe Tochter Neigung zu ihm bekommen, sich mit ihm wechselseitig zu lieben. Demnach hat er bittlich angehalten, sowohl mit heimlichen als mit offenbarlichen Worten, bis er endlich auch ein Jawort und einen Handschlag erhalten hat. Bei dem konnten wir es aber nicht bewenden lassen, sondern bin auch kommen zur Ueberzeugung, eine Frage an Euch zu thun: ob Ihr unserem Sohn denn Eure Tochter zur Frau geben wolltet oder unsere Bemühung vergeblich gewesen sei?“

Der Vater des Mädchens erwidert im Falle der Zusage:

„Ja, es ist unser Wille und der Wille unserer Tochter. Eure Bitte soll Euch gewährt werden; und wir sagen sonst nichts dazu, als Gott der Herr wolle seinen Segen dazu geben, dass wir uns ihres Lebenswandels freuen möchten.“

Der Vater des Burschen:

„Da wir nun hören, dass Ihr uns unsere Bitte nicht versagt, so sind wir dafür erstlich dankbar, erbitten uns aber zur Versicherung für die Zukunft noch einen Handschlag.“

Vater und Tochter reichen dem Werber unter vielen Segenswünschen die Hand und sofort werden die beiderseitigen Verwandten herbeigeholt und um ihre Einwilligung befragt.

Wie sich in dieser Zuziehung der Sippe uralter germanischer Brauch erhalten hat, so auch darin, dass in dem auf das Werben bald folgenden „Brautvertrinken“ oder dem „Handschlag“ das eigentlich Bindende, oft der Hauptakt des Eheschlusses gesehen wird. Gegenwärtig wird derselbe an einem Tage mit der kirchlichen Verlobung abgehalten.

Haben sich die Eltern über alle Fragen geeinigt, so besuchen die beiden Väter der Brautleute eines Morgens im Feiertagskleide die Wochenfrühkirche und begeben sich nach derselben auf den Pfarrhof, wo der ältere der Männer den Pfarrer folgendermassen anspricht:

„Einen glückseligen Morgen wünsche ich dem Herrn Vater! Ich wollte wünschen, dass der Herr Vater und die Frau Mutter mit den lieben Angehörigen wohl auf wären können stehen! Im übrigen wird es dem Herrn Vater auch gar wohl bewusst und bekannt sein, wie dass Gott uns unsere beiderseitigen Kinder hat erhalten und hat sie lassen aufwachsen zwischen anderen frommen Leuten in unserer christlich und königlichen Gemeinde und hat ihnen auch nicht mehr auferlegt, als was sie haben ertragen können, so haben sie gedacht, sie hätten die Kinderschuhe zerrissen und den Knecht- und Magdstand vertreten, so haben sie einen ehrlichen Handschlag gehalten und bitten den Herrn Vater, er wolle diesen Handschlag besiegeln und unsere Kinder freien (!) und ihnen die Ringe wechseln. Gott wolle uns Frieden und Gesundheit und seinen Segen dazu geben.“ (Bodendorf.) Am folgenden Tage, gewöhnlich einem Sonnabend, nimmt nun der Geistliche die Verlobung vor, woran sich ein von den Eltern der Braut gegebenes Mahl, das Brautvertrinken oder der Handschlag, anschliesst.

Mit ähnlichen formelhaften, feierlichen Reden, wie wir sie bei jedem wichtigen Ereignisse im Leben des Sachsen finden, wird auch die Verlobung vorgenommen und geschlossen.

Ist die „Braut gemacht“, so werden die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen, die man möglichst rasch zu schliessen wünscht, denn: „Aus einem langen Brautstand wird kein Ehstand“, oder: „Langer Brautstand, kurzes Ehglück“. Darum laden nun die Väter einige Säcke Korn auf den Wagen und lassen sie für die Hochzeit mahlen, kaufen die Hochzeitskuh, sorgen für das Getränke und dingen die Geiger. Dann wird der Termin für die Trauung festgesetzt. Die gewöhnliche Zeit, in welcher Hochzeiten gefeiert werden, ist im Herbst nach der Weinlese und der Beendigung der wichtigen Feldarbeiten, ebenso in der arbeitslosen Winterszeit vom Dreikönigstage bis Lichtmess, oder zur Pfingstzeit. Zwischen Ostern und Pfingsten darf keine Hochzeit stattfinden, da dieselbe nicht gut ausfällt.

Bis zur Trauung holt der Bräutigam jeden Sonntag die Braut zur Kirche ab, die ihm dafür seinen Hut jedesmal mit einem gewaltigen Blumenstrausse schmückt. Ebenso geleitet er sie nach dem Gottesdienste wieder heim. An jenen drei Sonntagen, an denen das Brautpaar in der Kirche ausgerufen wird, gehen die beiden Mütter und laden die Freundschaft zur Hochzeit ein. Dabei weiss der Geladene recht gut, ob er bloss „ehrenhalber“ gerufen wird oder nicht und nur die nächsten Verwandten nehmen die Einladung an, und zwar erheischt es die Sitte, dass sie sich lange sträuben müssen und erst vielem Zureden nachgeben dürfen. Die Hochzeit wird fast durchgängig am Mittwoch abgehalten. Die Vorbereitungen dazu beginnen aber schon in der vorhergehenden Woche oder spätestens am Montag. Das erste Geschäft, welches besorgt werden muss, ist, dass die eingeladenen Knechte in den Wald fahren und das Hochzeitsholz bringen. Im Hause selbst sind die „Köchinnen“ beschäftigt, das Mehl zu sieben und alles vorzurichten, damit am nächsten Morgen mit dem Backen von Brot, Hanklich und Stritzel oder Klotsch begonnen werden kann. Gleichzeitig haben die Männer eine Kuh oder ein Schwein geschlachtet und das Getränke — Wein, in ärmeren Gemeinden Branntwein — besorgt. An manchen Orten gehen zwei Knechte mit Haselstöcken in den Händen durch die ganze Gemeinde, klopfen viermal an jedes Thor und fordern die Leute auf, etwas für die Küche des Hochzeitshauses beizutragen. In Bodendorf geht am Montag abend „der Lader“ und ladet die entfernteren Verwandten zur Hochzeit ein. Derselbe trägt dabei in einigen Dörfern ein blassrotes oder weisses Stäbchen mit rotem Bande und geschmückt mit einem Strausse, in der Hand und klopft damit an das Thor des Hauses, das er betritt.

In Bulkesch (s. Maetz, S. 43) bezweifelt man die Einladung, selbst wenn der Lader einen Pass vorzeigt, und bindet ihn mit einer Rute an den Herdfuss an. Ein mitgehender Knabe sucht ihn davor zu schützen. Die am Montag geladenen entfernten Verwandten besuchen die Hochzeit nicht, sondern erscheinen bloss an dem Vortage der Trauung im Hochzeitshause und bringen Rahm und Milch mit. Erst derjenige, bei welchem der Bittknecht nochmals erschienen ist, be-

trachtet sich als wirklich geladen. Die Einladung richtet der Lader mit folgenden Worten aus: „Ich bin ausgesandt aus eines ehrbaren Mannes Haus bis zu Euch, um Euch zu bitten, Ihr solltet auch so gut sein und Euch unserer Freundschaft nicht aushun und uns nicht verschmähen und zu unserem Ehren- und Freudenmahl kommen. Wenn uns Gott am Leben lässt, wollen wir uns nicht nur schön bedanken, sondern mit gleicher Freundschaft suchen zu verschulden.“ Die Geladenen antworten einfach: „Es soll also sein! Wenn uns Gott am Leben lässt, so wollen wir uns einstellen.“ (Bodendorf.)

Der bewegteste Vorbereitungstag ist der, an welchem gebacken wird. Bald nach Mitternacht gehen die Frauen, die vom Vortage her noch im Hochzeitshause zusammengeblieben sind, mit Feuerschaufeln, Becken, Klappern und Schellen durch die Gassen und wecken die Frauen, welche ihnen bei der Arbeit behilflich sein sollen. In Bodendorf wird die Frau, welche nicht rechtzeitig auf dem Platze erscheint, mit einer Karre oder einem Schlitten unter furchtbarem Geschrei und Schellengetön abgeholt.

An vielen Orten ist es Sitte, dass am Montag das Brot, am Dienstag das feine Gebäck gebacken und das Geflügel geschlachtet wird. Wo dieses der Fall ist, da haben die Knechte die Nacht vom Montag zum Dienstag im Hochzeitshause zugebracht, um Feuer zu machen, Wasser zu holen und zu wärmen u. s. f. Ist ihre Arbeit vollendet, so wecken sie die Frauen mit Gesang. Das hierbei gesungene tagedliedartige Lied teilt Maetz (S. 45) mit.

Darauf beginnen die Frauen ihr Tagewerk, während die ermüdeten Knechte sich niederlegen. Vielleicht haben wir einen Rest des germanischen Brautkaufs in folgender Sitte erhalten, die in Kaisd üblich ist. Am Vortage der Hochzeit schickt der Bräutigam durch einige Freunde ein Schwein in das Haus der Braut und bietet dasselbe zu einem bestimmten Preise zum Kauf an. Von hier aus wird nun ebenfalls den Verwandten des Bräutigams ein solches zugeschickt. „Das Ganze ist indes nur ein Scheinkauf, denn keine der beiden Parteien zahlt die festgesetzte Summe.“ (Maetz, S. 46.)

Die erste warme „Hanklich“, welche aus dem Backofen herausgenommen wird, erhält der „wohlehrwürdige Herr Vater“. Ist das Backen beendet, so tragen die zwei jüngsten Frauen im Sonntagsstaate auf einem Brett die beste Hanklich und eine Flasche Wein, begleitet von Knechten und Mägden, von denen manche die Kleidung getauscht haben, zum Bräutigam, und eine der Trägerinnen spricht: „Unsere Freunde lassen Euch einen guten Tag sagen und schicken Euch einen warmen Bissen und einen Ehrentrunk und lassen Euch sagen, Ihr solltet nicht ekeln vor der Hanklich; sie hätten sich nach dem Teigkneten die Hände gewaschen und hätten so lange geknetet, bis ihnen der H . . . nach Knoblauch gestunken. Ihr sollt Euch aber auch nicht erferen (erschrecken) vor der roten Farbe im Glas, sie haben sich gar sehr in die Finger geschnitten und können sich das Blut nicht verstopfen, so ist es ihnen in dieses Glas geronnen. Gott gebe einem jeden zu gut, was er essen und trinken kann.“ Nun werden die Angekommenen zu Tische genötigt und mit den Ver-

kleideten wird allerlei Scherz getrieben. Man fragt sie, was sie wollen; sie seien gewiss gekommen, nachzusehen, ob der Backofen nicht das Brot gefressen und wo der Wind das Loch gelassen habe. Hungrig seien sie gewiss auch: „das Brot ist im ‚Brotschaff‘, das Messer im Lädchen, esst, ihr Freunde, esst! Wenn ihr euch aber die Mäuler daheim gelassen habt, so geht und holt sie.“ (Bodendorf.) Dieselbe Scene wiederholt sich im Hause der Braut.

In einigen sächsischen Orten finden ebenfalls an dem Vortage der Hochzeit allerlei Umzüge statt. Burschen und jüngere Männer durchziehen die Gassen, führen Bank, Ketten und Peitsche mit sich, halten die Vorübergehenden an und verurteilen sie in einer improvisierten Gerichtsscene zur Prügelstrafe, die sogleich vollzogen wird. In Neudorf treiben sich die Weiber scharenweise in der Nacht auf der Strasse herum, und „wehe dem, den sie erwischen können.“ (Maetz, S. 47.) Am letzten Abend, den die Braut als Mädchen erlebt, nimmt dieselbe von ihren versammelten Freundinnen Abschied, sie „beurlaubt sich“, während sie dieselben weinend umarmt, singen sie ihr ein Abschiedslied.

Am Hochzeitsmorgen, ehe der Tag angebrochen ist, erscheint der Brautknecht, von dem Bräutigam gesendet, und überbringt der Braut die Morgengabe, die sie, von ihren Anverwandten umgeben, entgegennimmt. An den ältesten derselben wendet sich nun der Bote: „Einen glückseligen guten Morgen wünsche ich ‚Erweist‘ (Eurer Weisheit, der Titel, welcher älteren, in einem Amte stehenden Männern auf dem Dorfe gebührt). Ich wollte wünschen, dass Erweist mit Frieden und guter Gesundheit auf wären! Unsere ehrbaren Hochzeitsväter haben Erweist einen guten Morgen sagen lassen; es wird sie freuen, wenn sie hören, dass es Erweist wohlgeht. Ich kann es aber nicht unterlassen, erstlich dem treugütigen Gott für die Gnade und Barmherzigkeit zu danken, die Erweist so väterlich hat wollen erhalten bis auf den heutigen Tag und hat Erweist auch nicht mehr auferlegt, als was Erweist nützlich und erträglich gewesen ist. Im übrigen wird es Erweist auch gar wohl bewusst und bekannt sein, was der liebe Gott hat wollen machen mit diesem ehrbaren Manne, Gott hat ihn wollen segnen in seinem heiligen Ehestand nicht nur mit zeitlichen Gütern, sondern auch mit Leibeserben und hat ihm liebe Kinder zu erkennen gegeben, sowohl auch diese liebe Tochter, welche auch so weit und fern erwachsen ist in unserer christlich und königlichen Gemeinde zwischen vieler frommen Leute Kinder, nämlich zwischen unserer Jugend, bis dass sie hat gedacht und getrachtet, sie hätte die Kindsschuhe zerrissen und ihren Magdstand vertreten, so hat der Sohn des ehrbaren Mannes N. N. Gott und den heiligen Geist zum Beistand angerufen und der hat ihm keine andere ins Herz gegeben, als diese Eure Tochter. Der ehrbare Knecht hat sie untersucht erstlich in heimlichen Sachen, dann in offenkündlichen. Aus eigenen Kräften haben sie es aber nicht machen können, sondern haben es ihren Eltern und guten Freunden an den Tag gegeben. Die haben ihnen den Willen nicht wollen brechen, sondern helfen bekräftigen, bis sie es so weit gebracht, dass ein ehrlicher Handschlag gehalten und die Trauringe gewechselt worden. Im übrigen

wissen es Erweist, dass in unseren christlich und königlichen Städten und Märkten, sowie auf unseren armen Dörfern, der liebe Brauch ist, eine Morgengabe zu schicken. So haben auch mich unsere ehrbaren Hochzeitsväter ausgesandt bis in diese Behausung mit einer geringen Morgengabe und halten bittlich an durch mich gegen Erweist, es soll unserer ehrbaren Braut gar angenehm und gefällig sein.“

Darauf überreicht er der Braut die Morgengabe, die fast überall aus den „Brautschuh“en“, dazu noch hie und da aus Kleidungsstücken oder einem kleinen Geldgeschenk besteht. Als Gegengabe für den Bräutigam erhält der Brautknecht das Bräutigamshemd, eine „Gatje“ (Unterhose), die beide von der Braut aus selbstgesponnener und gewebter Leinwand gefertigt worden sind und ein seidenes Halstuch mit zwei kleinen Quasten. Die Uebergabe dieses Geschenkes an den Bräutigam vollzieht der Brautknecht mit derselben Ansprache, die er im Hause der Braut gehalten.

Nun brechen alle Verwandte des Bräutigams, die sich in dessen Vaterhaus versammelt hatten, auf und gehen in langem Zuge die Braut abzuholen. Geführt wird derselbe von dem Hochzeitsvater, in der Mitte schreitet der Bräutigam einher, auf dem Hute einen „goldenen“ Strauss, allen voran tanzt der Brautführer die Strasse entlang. Für diese altgermanische Sitte hat unser Volk auch den ursprünglichen Namen „brelft“ (Brautlauf) noch bewahrt, doch nicht mehr in der einstigen Bedeutung, sondern gleichbedeutend mit Hochzeit. Vor dem Hofe der Braut angelangt, geht der Brautknecht zum zweitenmal hinein, um die Braut „auszuheischen“. Häufig wird dieses Abverlangen auch durch den Hochzeitsvater besorgt. Uralter Brauch ist es, dem Zuge den Eintritt in das Hochzeitshaus zu versperren. In Nadosch muss der Brautknecht über das Thor steigen, es öffnen und dann erst darf der Zug eintreten. Nun verlangt der Brautknecht die Tochter des Hauses mit folgenden Worten vom Vater oder dem ältesten Verwandten ab:

„In einem Gesund liess ich Erweist, in einem Gesund finde ich Erweist. Ich habe noch ein paar Worte mit E. W. zu reden, wo E. W. die Gabe lassen folgen, die E. W. haben versprochen vor Tagen oder Wochen.“

Hierauf antwortet der Angeredete: „Wir bleiben bei unserem Versprechen und halten unseren Handschlag.“

Darauf fährt der Brautknecht fort: „Ich verspreche sie zu leiten in eine christliche Kirche und um einen christlichen Altar, da wird sie der ehrwürdige Herr mit einem teuren Eid zusammensprechen. Ich verspreche sie zu leiten in ein steinern Haus, da wird sie sehn mit freudigen Augen heraus; ich verspreche sie zu leiten in eine Tannenbank, Gott segne sie ihr Leben lang. Weil sie nun entschlossen ist, die herzgeliebte Braut, von den Ihrigen abzuschneiden, so bin ich gekommen, den Urlaub zu sagen. Ach, herzgeliebte Braut, was soll dein Urlaub sein? Vielleicht ein Abschied heut von dem bisherigen Leben. Mich dünkt und kommt mir vor, ich höre die Braut erzählen, ihr' ganze Lebensspur und ihr bisherig Leben, von welchem jetzt sie den Urlaub soll erheben. Komm her und sprich: Nun wende ich mich

zu den Eltern mein, den Urlaub euch zu sagen. Hab' Dank, du lieber Vater mein, hab' Dank, du liebe Mutter mein; ja, alles, was ihr mir gethan, nehm' ich mit Dank und Liebe an; bezahl' euch Gott in dieser Zeit, und auch dort in der Ewigkeit. Ich bitte, haltet mir zu gut, wo ich nicht habe gethan, was ihr mir angemut, ich bin und bleibe doch euer Kind, solange mir Gott das Leben giebt. Ach, soll ich denn nun scheiden? Ach, mein Herz erbricht, weil jetzt, an diesem Morgen, die Urlaubstund' anbricht. Ach, herzgeliebte Eltern mein, kommt her, weil ich euch noch einmal danken kann; kommt, hört, was ich soll sprechen in meines Vaters Haus. Für ausgestandne Mutter-schmerzen sag' ich euch tausend Dank von Herzen; für eure Sorg' und Vatern treu' geb' euch der Herr die Himmelsruh'. Was weinst du doch, geliebte Braut? Vielleicht, weil du sollst scheiden? Weine nicht, heut sei voller Freuden. Wein' nicht, denn heute bekommst du einen Mann, heut bekommst du viele Freunde; nun sei voller Freuden, denn sieh, dein Bräutigam kommt, er wird dich umfassen, er wird dich umarmen, darum sei voller Freuden und sprich: Gesegn' Gott das Vaterhaus, zur guten Letzt gehn wir hinaus, ein treues Herz lass' ich euch zum Pfand. Ach, liebe Braut, reich mir die Hand.“ (Bodendorf.)

Nun dankt die Braut unter vielen Thränen ihren Eltern, „weil sie sie grossgezogen und an ihrem Tische haben satt essen lassen.“

Darauf nehmen sich in längeren Ansprachen die beiden Verwandtschaften in die Freundschaft auf, ebenso versprechen sich in feierlicher Wechselrede Braut und Bräutigam, treue Ehegatten zu sein. Dann verlässt der Zug das Haus und bewegt sich unter Tanz und Musik zur Kirche. Dort angelangt, umschreitet das Brautpaar mit ihrer engsten Begleitung, den Brautfrauen und den Brautknechten, den Altar und legen je ein Brötchen oder ein kleines Geldopfer auf denselben. Die Trauung trägt an vielen Orten die interessante Benennung „Kaufen“, mit welchem Ausdrücke jedoch anderwärts auch das Werben selbst bezeichnet wird. Häufig wird nach vollendeter kirchlicher Zeremonie vor dem Gotteshause getanzt, wobei sich fast die ganze Gemeinde, darunter viele vermummte Personen, beteiligen. Der Bräutigam tanzt mit der Braut und lässt sie dann „laufen“ (Maetz S. 66), worauf sie in ein Nachbarhaus flüchtet; der Brautknecht muss sie dabei einholen, widrigenfalls er dieselbe, wenn die Flucht gelang, erst gegen ein Lösegeld wieder erhält. Ein eigentümlicher Brauch hat sich in Johannisdorf erhalten (s. Maetz S. 67). Der Hochzeitszug geht aus der Kirche zum Hause des Bräutigams, wo das junge Paar auf der Thürschwelle mit einem Seil an den Händen gefesselt wird, dann reicht man ihnen ein Glas Wein und Brot. Beides geniessen sie gemeinschaftlich, dann wirft der Bräutigam den geleerten Becher über den Hausgiebel. Darauf geht der Brautzug wieder nach Hause. Unterdessen rüsten die Freunde des Bräutigams einen sechsspännigen Wagen und fahren, begleitet von diesem letzteren und einer Schar Knechte zu Pferde, vor das Hochzeitshaus. Der Zugang zu demselben ist versperrt und wird von maskierten Burschen verteidigt. Ist der Bräutigam schliesslich eingedrungen, so trägt er die Braut auf den Armen hinaus, hebt sie auf den Wagen, auf welchen auch ihr Hab und Gut geladen wird.

Unter Gesang wird eine Umfahrt durch das ganze Dorf gehalten, bei welcher der auf dem Wagen sitzenden Braut überallher Geschenke für die neue Wirtschaft übergeben werden.

An der kleinen Kokel wird die Frau, wenn sie das neue Haus betritt, erst dreimal um den Herd geführt, auf welchem das Feuer brennt, dann besteigt sie, genau so, wie es die Sitte unserer heidnischen Vorfahren war, den erhöhten Sitz der Hausfrau und leert mit dem jungen Gatten einen Becher Weins. (Wolff, Die deutsche Frau, S. 9.)

Auch bei der Rückkehr aus der Kirche wird dem jungen Paare der Eintritt in das Hochzeitshaus zu wehren gesucht. In Michelsberg werden die Rückkehrenden im Hausthore mit brennenden Besen und Ofenwischen empfangen. In Bodendorf wird von alten Frauen ein Seil über das Thor gespannt und den Hochzeitsleuten vorgeworfen, sie hätten Braut und Bräutigam gestohlen. Sollten solch gefährliche Leute nicht auch andere Sachen stehlen, so müsse man ihnen am helllichten Tage mit der Laterne voranleuchten. Getraue sich aber Jemand, die 7 Glatzigen ohne zu stottern herzusagen, so wolle man sie hineinlassen (s. hierzu Hillner S. 35). Ist dieses geschehen, so werden Braut und Bräutigam mitten in das Thor gestellt, mit dem Rücken gegen den Hof, und über ihre Köpfe werden Stückchen eines zerbrochenen Brotes geworfen, „damit die Truden ihren Kornbaum nicht zerbrechen und ihnen wehe thun können.“

Man hat versucht, den grössten Teil unserer Hochzeitsbräuche mythisch zu deuten. Aber die meisten derselben scheinen eine Erinnerung an jene Zeit zu bewahren, in welcher bei den Germanen die normale Art der Eheschliessung der Frauenraub war. Darauf deutet das gewaltsame Eindringen des Hochzeitszuges in das Haus der Braut, das Entspringen derselben nach der kirchlichen Trauung, und das allgemein übliche Stehlen der Braut. Auch den Brautlauf selbst hat man vielleicht als Nachklang der ehemaligen Raubehe zu betrachten.

Betritt der Zug endlich nach vielen Hindernissen das Zimmer, so spricht ein aus der Verwandtschaft der Braut bestellter Redner, der „Wortmann“, zu den Freunden des Bräutigams: „Wir wissen, dass Gott der Herr den Adam und die Eva erschaffen hat, die auch unsere Stammeltern waren. So wären wir eigentlich eine Familie. Da es aber seit der Zeit lange her ist und wir weit verzweigt und auseinander gekommen sind, hat unser Herrgott Mann und Frau geschaffen und hat sie zusammengeordnet, dass eines dem andern helfe sorgen für den lieben Abend und für den lieben Morgen. Nachdem nun auch diese beiden jungen Leute zusammengebunden sind, so halte ich bittlich an im Namen unserer ganzen Freundschaft, Ihr solltet so gut sein und uns auch in Eure Freundschaft aufnehmen. Wir wollen auch im Süßen und im Sauern, im Sauern und im Süßen solche Freunde sein, wie es Gott und frommen Leuten gefällig ist.“ Aehnlich antwortet der Wortmann des Bräutigams.

Nunmehr wird das Geben vorgenommen. Bräutigam und Braut stellen sich in Begleitung des Brautmanns, des Brautknechtes, der Brautfrau und -magd im Hofe hinter einen gedeckten Tisch. Auf

denselben wird eine zinnerne Schüssel gestellt. Unter den Klängen eines Trauermarsches nahen die Gäste, zuerst der Vater des Bräutigams mit bekümmelter Miene dem Tische. Derselbe gab eine Pflugschar mit den Worten: „Lass dir gefällig sein, was ich dir gebe, was deinen Vater und Grossvater erhalten hat. Ackere fleissig, dann wird dein Kornbaum nicht vertrocknen.“ Auf den Vater folgen alle männlichen Glieder seiner Freundschaft bis herab zum jüngsten Knaben und legen ihre Gabe auf den Tisch nieder, mit den Worten: „es möge euch gefällig sein.“

Nach den männlichen Verwandten des Bräutigams treten jene der Braut hervor, an ihrer Spitze der Vater derselben, der einen neuen kupfernen Kessel vor sie hinlegt und dabei spricht: „Lass es dir gefällig sein. Wasche fleissig und spar! Eine Frau kann mehr mit dem Schurz hinaustragen, als der Mann mit dem Scheunenleintuch hineinträgt.“ Nach den Männern gaben die Weiber, voran die beiden Mütter. Zum Schlusse erscheinen die Brautknechte und machen der rührsamen Scene ein Ende, indem sie durch allerlei scherzhafte Gaben, die sie mit spasshaften, oft recht unzweideutigen Reden begleiten, der Heiterkeit wieder zu ihrem Rechte verhelfen.

Inzwischen ist das Mahl bereitet worden. Meist findet die Bewirtung in dem Hause der Braut gemeinsam statt, doch ist es auch Sitte, dass die beiden Verwandtschaften getrennt speisen, nur die Braut bleibt in ihrem neuen Heim. In den langen Pausen, die zwischen den einzelnen Gängen eintreten, wird dem Tanze gehuldigt, der dann nach Beendigung der Mahlzeit die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen währt. An manchen Orten ist es üblich, der Braut gegen Mitternacht den Borten abzutanzen. Von den beiden Brautfrauen geführt, beginnt die Braut einen Reigen, an dem fast alle Gäste teilnehmen. Immer wirrer wird der Knäuel, bis irgendwo die Kette reisst, dann stürmt der Zug in das Freie, immer zwischen aufgestellten irdenen Töpfen hindurch, bis eine im Hinterhalt lauernde Person der Braut den Kopfschmuck entreisst. Diese beweint den Verlust dieses Symbols ihrer Jungfräulichkeit, an dessen Stelle sie mit einer Haube bekleidet wird. (Maetz S. 27.)

Am Morgen des Jungfrauentages wird die junge Frau durch Schleierfrauen geschleiert, wobei ihr gleichzeitig das Haar kurzgeschnitten wird. Sie erhält zum erstenmale den Kopfschmuck, den sie von nun an zu tragen hat. Derselbe besteht in einem feinen Schleier, welcher künstlich um das Haar geschlungen und mit wertvollen „Bockelnadeln“ daran befestigt wird. Während dieses Aktes nimmt die Hochzeitgesellschaft das Frühstück ein. Gegen Mittag begiebt sich die junge Frau entweder in Begleitung aller Gäste, an manchen Orten jedoch nur in derjenigen der Frauen, nochmals in die Kirche, zur Betstunde. Hat der Geistliche das Gebet gesprochen und die Pflichten der Ehe auseinandergesetzt, so wird in einigen Dörfern des Sachsenlandes die junge Frau von den beiden Brautfrauen unter den Armen ergriffen und dreimal auf die Bank aufgestossen.

Der zweite Hochzeitstag ist ganz dem Tanze und der Belustigung gewidmet. Es werden sowohl durch das Dorf fastnachtsähnliche Um-

züge veranstaltet, als auch im Hause selbst allerlei dramatische Aufführungen vorgenommen. Ausser dem uns schon bekannten Spiess-tanz wird sehr häufig der Rösschentanz aufgeführt, in welchem sieben Personen, ein Oberst, Unteroberst, zwei Wallachen, eine von ihnen geführte Ziege und zwei Rösschen auftreten. Die Ziege wird durch eine in ein weisses Leintuch gehüllte Mannsperson dargestellt. Die Rösschen erscheinen in weissen Strümpfen, mit Tüchern und Bändern behangen, an denen Schellen hängen (s. Schuster, Rösseltanz S. 5). Im Burzenlande wird in die Mitte eines Backtroges ein Loch gesägt, so dass der Mann, welcher das Rösschen darstellt, sich denselben um den Leib nehmen kann. An das vordere Ende wird das Gerippe eines wirklichen Pferdekopfes angebracht, am rückwärtigen Teile ein Schwanz.

Zuerst betritt einer der Wallachen, als lustige Person, das Hochzeitshaus und bittet um Quartier für seinen Herrn, bleibt aber verlockt von Speise und Trank am Tische sitzen, ohne dem Obersten Antwort zu bringen. Dieser schickt nun den Unterobersten hinein, der den Hochzeitsvater bittet, man möge dem Obersten erlauben, zwei Pferde vorzuführen. Die Erlaubnis wird gegeben, worauf der Eintritt der übrigen Akteure erfolgt. Und nun lässt der Oberst, nach den Klängen einer eigenen, eigentümlichen Rösschenmusik, einen Tanz aufführen, während dessen die lustige Person ihre Possen mit den Tanzenden und dem Publikum treibt. Nach Beendigung des Tanzes versucht der Hochzeitsvater dem Obersten die Ziege abzukaufen, verlangt aber als Zugabe einen der Wallachen. Von diesen will aber keiner des Obersten Dienste verlassen und sie beschliessen die Ziege, nachdem sie mit derselben einen Wettanz abgehalten, totzuschlagen. Darüber wird der Oberst zornig, worauf die Wallachen die Ziege wieder zum Leben erwecken, indem sie ihr durch ihre Knüttel Atem einblasen. Den Schluss bildet wieder die Aufführung des Rösschentanzes.

Sehr gebräuchlich ist auch die dramatische Darstellung eines Totentanzes, der den Titel Königs- oder Engellied führt und das Unterliegen eines stolzen, mächtigen Königs unter die Gewalt des Todes schildert.

Am häufigsten wird aber zur Erheiterung der Gäste die Hochzeitspredigt aufgeführt. Dieselbe ist entweder gereimt oder in Prosa, parodiert die Form und Gliederung der Predigt (s. Schuster, Volksdichtungen, S. 131 u. 453) und will teils durch absichtliche Sinnlosigkeit, teils durch derbe Zote wirken.

Der dritte Hochzeitstag — Freitag — heisst der „Ausschenk“ oder der „Tag der Köchinnen“. Ausser den nächsten Verwandten beteiligen sich an demselben alle jene, die an den Hochzeitsfeierlichkeiten offiziell beschäftigt waren, die Brautknechte und Brautmägde, vor allem aber die Köchinnen, die bisher bloss die Mühe und Arbeit getragen. Auch Samstag findet noch eine Fortsetzung der Festtage statt, indem die engste Freundschaft sich bei dem „Uebriggebliebenen“ versammelt.

Am Freitag abends erscheinen an manchen Orten — anderwärts geschieht dasselbe am Vorabend des Hochzeitstages — die Freundinnen

der jungen Frau und überbringen ihr einen Rocken, d. i. an einem kräftigen jungen Eichstämmchen ein dickes Hanfbüschel, an dem Eierschalen, Blumen und Spindeln hängen. Begleitet sind sie von vielen vermummten Personen. Die Eltern der jungen Frau dürfen hierbei nicht zugegen sein. Die Mädchen stellen sich im Flur des Hauses auf und singen das „Rockenlied“ (Schuster, Volksdichtungen, S. 85):

Mær vælə gôn, mær vælə štôn, mær vælnær jangær fræ ən rôk'ən drôn.
 Ae vôt drô mær ər ænt hoʊs? fil îr ux glæk':
 əzi fil k'uirək'ed'dr, əzi fil dər gâdr tse'd'n,
 əzi fil flôzuinən, əzi fil dər gâdr jôr!
 əzi fil k'uirənêrən, əzi fil dər hîsər tsêrən!
 gid ər god ən jangə zən, zə nit zə ən mæt glæk'!

Hîrt hiær ir môn dər bred'jem, vôt mir ey vælə zôn!
 ir fræ, dæ zeld ir lævən, dæ jang mêt losə gôn!
 Hîrt hiær ir fræ dæ brot'χ, vôt mir ey vælə zôn,
 irə môn diə zeld ir lævən, dæ jang k'nêxt losə gôn!
 Nid ən, tsəbrêxt ən! k'end ər ən net tsəbrêxn,
 zə šterft ij ir jang fræ æm olərîrstə jôr!
 [zə šterft ij ir gang æm olərîrstə jôr].

Bei den letzten Worten ergreifen die im Zimmer Stehenden den Rocken, die Mädchen verteidigen ihn, dabei stets den letzten Vers singend. Endlich entwinden ihn die ersteren seinen Besitzerinnen, der junge Mann ergreift ihn und zerhaut ihn mit einer bereitstehenden Axt. Darauf beenden die Mädchen ihr Lied:

Mær trôdn əv ən bêsəm, mær vîlə gærən êsn!
 " " of tsvængk'ən, " " drænk'ən
 " " əv ən uævən, " " gærə brôdn
 " " " bot'χ, " " k'rot'χ
 " " of plûntsn, " " gærən dûntsn
 " " əv ə šveń, " " gærə veń
 " " ən dil, " " fil
 gid ir əz ən îmər veń, zə gid ir əs vôt ir îrə zeń. —

Ist der Gesang zu Ende, so wird die Gesellschaft in das Zimmer geladen und bewirtet.

Am Abend des dritten Hochzeitstages, ehe die Gäste auseinandergehen, dankt der Wortmann oder der Brautknecht im Namen aller Gäste den Wirten für Speise, Trank und Saitenspiel und wünscht ihnen, „sie mögen es nicht spüren“, ein Wunsch, der eben nicht ganz überflüssig ist, wenn man bedenkt, dass die Zahl der Gäste, die an einer gewöhnlichen Bauernhochzeit teilnehmen, mindestens 50—60 Personen beträgt. Mit Recht sagt unser Volksmund, dass „zwei Hochzeiten ein Abbrennen“ sind.

VII. Die Nachbarschaft.

Die Nachbarschaften in Hermannstadt. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Stadtverfassung und -verwaltung in Siebenbürgen. Von Franz Zimmermann. Archiv des Ver. f. siebenb. Landeskunde. N. F., 20. Bd., S. 47—202.

Fronius, Bilder, S. 92. Schuler, Materialien, S. 169. Schuller, Festliche Gebräuche, S. 29.

Einige Wochen nach der Hochzeit werden die Neuvermählten in die Nachbarschaft aufgenommen, zu welcher bloss selbständige Wirte der Gemeinde gehören können. Alle sächsischen Dörfer zerfallen in einzelne Nachbarschaften, deren jede eine Anzahl benachbarter Häuser umfasst. Diese Genossenschaften haben den Zweck, als Feld-, Feuer- und Sicherheitspolizei das Eigentum ihrer Mitglieder zu schützen, das sittliche Leben derselben zu überwachen und sie zu gegenseitigem Beistande zu vereinigen. Ihre gegenwärtige Organisation zeigt weitgehenden Einfluss der Kirche, unter deren Oberaufsicht sie gestellt ist. Dadurch ist die Aufgabe der Nachbarschaft als Sittenpolizei stark in den Vordergrund getreten. Dem Nachbarvater, der durch freie Wahl an die Spitze des Verbandes gestellt ist, wird ein tiefgehender Einfluss eingeräumt. Nicht nur Streitigkeiten, welche an den Zusammenkünften der Nachbarschaft entstanden, finden vor ihm ihren Austrag und eventuelle Ahndung des Urhebers mit Geldstrafe, sondern auch über häusliche Zwistigkeiten zwischen Eltern und Kindern, oder zwischen Ehegatten ist er der erste Richter. Wie die Bruderschaftsartikel, so wachen auch die Nachbarschaftsordnungen mit grosser Strenge über das Betragen ihrer Mitglieder an den Vereinsversammlungen und das Benehmen derselben den Beamten gegenüber.

Der rege kirchliche Sinn, welcher unsere Bauern auszeichnet, ist zum guten Teile eine Folge dessen, dass die Institution der Nachbarschaft durch ganz genaue gesetzliche Bestimmungen auf denselben einwirkt. Nicht nur das Benehmen der Nachbarn, sowie ihrer Familienangehörigen auf dem Gange zur Kirche und in derselben untersteht der Oberaufsicht der Nachbarschaft, sondern auch der regelmässige Kirchenbesuch, die Teilnahme an der Kommunion u. s. w.

Die Durchführung des Verbotes, am Sonntage zu arbeiten, liegt in ihren Händen.

Die soeben geschilderte Seite der Nachbarschaft ist unzweifelhaft ein Erzeugnis der Entwicklung, welche dieselbe seit Einführung des Protestantismus genommen hat, dem das sächsische Volk in seiner Gesamtheit sich zuwandte. In ihren übrigen Teilen aber ist unsere Nachbarschaft eine Institution, die von unserem Volke aus dem Mutterlande mitgebracht wurde.

Ursprünglich eine Agrargenossenschaft zur Regelung des Feldwesens, mit der Verpflichtung gegenseitiger Hilfe, hat die Ausgestaltung, welche dieselbe bei den Sachsen fand, viel von der ursprünglichen Bestimmung verloren. Die Regelung des Agrarwesens ging in die Hände der Gemeindebehörde über und die Dorfnachbarschaft, die einst alle Grundbesitzer des Dorfes zu einer Einheit verband, scheint sich nach dem Vorbilde der städtischen Nachbarschaften entwickelt zu haben. Die Verpflichtung wechselseitiger Unterstützung blieb ihr.

Ist ein Nachbar erkrankt, so besorgen die übrigen seine wichtigsten Feldarbeiten, unternimmt er einen Bau, so stellt jedes Haus gegen geringe Entschädigung eine „männliche Hilfe“. Wer in Geldbedrängnis gerät, erhält aus der Nachbarschaftskasse billige Darlehen. Bei Hochzeiten müssen die Nachbarn nach Möglichkeit mit Geschirr, Tischen und Bänken aushelfen, in ihren Küchen den Braten zubereiten.

Tritt in irgend einem Hause der Nachbarschaft ein Todesfall ein, so erwächst ihr die Verpflichtung der Leichenfolge. Ihr obliegt die Besorgung des Geläutes, das Grabmachen, die Anordnung und Bestellung der Leichenfeierlichkeiten.

Als Sicherheits- und Feuerpolizei müssen die Mitglieder der Nachbarschaft abwechselnd die Gassen- und Thorhut ausüben. Dieselbe wird meistens nur in den Nächten abgehalten, in denen starker Wind weht, der Ausbruch einer Feuersbrunst folglich sehr bedenklich wäre und an den Tagen, wo fast die ganze Einwohnerschaft des Dorfes auf dem Jahrmarkte der benachbarten Stadt weilt. Früher, als sich am Sonntage zum Hauptgottesdienste die gesamte Familie, vom Jüngsten bis zum Ältesten einfand, stellte die Nachbarschaft auch zu dieser Zeit zwei Gassenhüter. Jetzt ist diese Vorsichtsmaßregel nicht mehr nötig.

Ausser der Gassenhut lag der Nachbarschaft — vor der Errichtung von Feuerwehren, die wir gegenwärtig in jedem sächsischen Dorfe finden — die Hilfeleistung bei Feuersgefahr ob, zu welchem Zwecke dieselbe im Besitze eigener Löschgeräte war, die sie in ordentlichem Stande erhalten musste. In ihren Wirkungskreis gehörte auch die Erhaltung der Strassen und die Reinigung der Brunnen.

Aus unseren eigenartigen Verhältnissen heraus, die bis zur Einführung der Konzivilität allen Fremdnationalen verboten, auf Sachsenboden sich anzusiedeln, erwuchs der Nachbarschaft die Verpflichtung, darauf acht zu haben, dass sich in ihrem Bereiche kein Nichtsachse ansiedle.

Kauft aber jemand ein Haus in einer Nachbarschaft, so muss er den Nachbarn, welche schon ein solches besitzen, ein Mahl, „die Hausseligkeit“ verabreichen (s. J. Wolff, Die Hausseligung. Korrespbl. d. Ver. f. siebenb. Landesk. 1892, S. 86—98).

Den Nachbarvater unterstützt in der Ausübung seiner Pflichten ein aus den ältesten und würdigsten Mitgliedern gewählter Ausschuss, die Altschaft. In Verhinderungsfällen vertritt den ersten Beamten der „junge Nachbarvater“. Die Schreib- und Geldgeschäfte besorgt ein eigener „Schreiber“. Zur Aufbewahrung der Nachbarschaftsordnungen, sowie der eingelaufenen Strafgeelder besitzt jede Nachbarschaft eine hölzerne „Lade“, die im Hause des alten Nachbarvaters aufbewahrt wird.

Alle Angelegenheiten der Nachbarschaft werden auf dem „Nachbar“- oder „Sitttag“ erledigt. Die Einladung zu demselben erfolgt durch mündliches Umsagen von Haus zu Haus. Jeder Nachbar muss die Botschaft ohne Verzug weitersagen lassen. Als Kontrolle dient ein „Nachbarzeichen“, d. i. ein meist herzförmiges, verziertes Holztäfelchen, das gleichzeitig mit der mündlichen Anordnung des Nachbarvaters in Umlauf gesetzt wird und zu seinem Ausgangspunkte zurückkehren muss. Durch Ausschickung dieses Nachbarschaftszeichens trifft der Nachbarvater mit mündlichem Auftrage alle seine Anordnungen.

Der Sitttag wird in der Regel am Aschermittwoch selbst, auch kurz vor oder nachher abgehalten.

In feierlicher Rede eröffnet der Nachbarvater denselben, worauf die Bestrafung derjenigen vorgenommen wird, die sich im Laufe des Jahres irgend eines Vergehens schuldig gemacht haben.

Wer sich freiwillig anklagt, dem wird die Hälfte der Strafe nachgesehen. Hierauf erfolgt ebenfalls in feierlicher Weise durch Rede und Gegenrede die Aufnahme der Neueintretenden. Zum Schlusse wird die Neuwahl der Beamten, falls ihre Amtszeit abgelaufen ist, vorgenommen. Der Rest des Sitttages und die darauffolgende Nacht werden bei fröhlichem Gelage zugebracht, das aus der Nachbarschaftskasse bestritten wird. In manchen Dörfern dauert diese fröhliche Unterhaltung mehrere Tage, schliesst aber unter allen Umständen mit dem Aschermittwoch.

Gleich der Bruderschaft versammelt sich auch die Nachbarschaft viermal jährlich zu „Versöhnabenden“, an welchen durch Beilegung vorgefallener Streitigkeiten und gegenseitiges Vergeben und Vergessen die Vorbereitung zum heil. Abendmahle stattfindet.

VIII. Volkstümlicher Glaube und Brauch bei Tod und Begräbnis.

Schuller, Volkstüml. Glaube und Brauch bei Tod und Begräbnis.

Ist das Mitglied einer Familie erkrankt, so werden in erster Reihe eine Anzahl Hausmittel angewendet, vielleicht auch eine des Besprechens kundige Frau¹⁾ oder der als Zauberkundiger geltende wallachische Pope zu Hilfe gerufen; erst im äussersten Notfalle wendet man sich an den Arzt und schliesslich an den Beistand der Kirche. Hat auch das Gebet des Geistlichen, das er am Schlusse der Predigt hielt, seine Wirkung versagt und macht der Tod seine Nähe immer fühlbarer, so sucht der Sterbende wenn nur möglich sich mit seinen Feinden auszusöhnen und lässt sich darauf das heilige Abendmahl reichen. Will man dem mit dem Tode Ringenden das Sterben erleichtern, so muss man ihn auf die linke Seite wenden — wohl deshalb, weil auf dieser das Herz, der Sitz des Lebens liegt — und ihm das Kopfkissen wegziehen. Auf einem Lager von Erbsenstroh erfolgt das Verscheiden rascher als auf einem Federbette, in welchem sich Taubenfedern befinden könnten, die den Kampf verlängern. Liegt also der Sterbende auf einem Federbette, so erfolgt seine Umbettung. Das Bett der Kinder, die einen schweren Todeskampf bestehen, rückt man an jene Stelle, wo sonst der Tisch steht.

Die Nächte hindurch wachen die Angehörigen am Lager des Todkranken, den man vor heller Beleuchtung hütet. Lautes Klagen und Weinen verlängern die Agonie und haben noch 24stündiges Leiden zur Folge. Ist der Tod schliesslich eingetreten, so öffnet man das Fenster, damit die Seele entfliehe, und drückt dem Verstorbenen Mund und Augen zu. Hierauf wird er aus dem Bette gehoben, auf Stroh oder ein auf dem Fussboden ausgebreitetes Leintuch gelegt und mit

¹⁾ Ohne uns hier des näheren auf den medizinischen Aberglauben, seine Heilsprüche und Zauberbanne einlassen zu können, muss man doch bemerken, dass auch diese Seite unseres Volksglaubens allzugern auf heidnischen Ursprung zurückgeführt wurde, während derselbe zum grössten Teile Niederschlag der absonderlichen medizinischen Wissenschaft früherer Jahrhunderte ist.

warmem Wasser gewaschen. Wenn nötig, wird das Gesicht rasiert, wofür der Betreffende, der diesen Dienst leistet, das Messer des Toten geschenkt erhält.

Ist der Leichnam gereinigt worden, so wird, wenn es sich um einen Mann handelt, demselben sein Bräutigamshemd und darüber sein bestes Festgewand angezogen, doch fehlen bei älteren Männern die Stiefel und der breite lederne Gürtel. An manchen Orten wird das Haupt mit dem Marderhut oder der Lammfellmütze bedeckt.

Auch die Frau wird in ihrer schönsten Kleidung beerdigt.

Ist der Leichnam bekleidet, so wird er bis zur Einsargung mit gekreuzten Händen auf einer Totenbahre, die zwischen den Fenstern ihren Platz findet, aufgebahrt. An manchen Orten legt man auf den Bauch des Verstorbenen, um das Aufschwellen zu hindern, eine Sichel oder einen zinnernen Teller, die häufig mitbegraben werden. Sobald die Nachricht vom Todesfalle sich verbreitet hat, machen die Verwandten und näher Bekannten Beileidsbesuche und übernehmen die Sorge für die Bestellung der Beerdigung, sowie die oft sehr grossen Vorbereitungen für das Leichenmahl. Fast jeder Geschäftsgang wird von einem anderen besorgt, der schwerste, dem Geistlichen und den Lehrern „die Leiche anzuzeigen“, obliegt entweder dem älteren Nachbarvater oder einem erfahrenen älteren Verwandten des Hauses. Auch diese amtliche Anzeige geschieht durch stehende, formelhafte Rede. Ueberhaupt ist der ganze weitere Verlauf der Trauerfeierlichkeiten auf dem Dorfe durch ein streng beobachtetes Zeremoniell geregelt, dem sich sogar das Verhalten der Leidtragenden zu fügen hat. Dasselbe mag an einer gewissen Schwerfälligkeit und Umständlichkeit leiden — zeigt doch das ganze Wesen unseres Bauern diese Eigenschaften —, aber zweifellos verleiht es allen wichtigen Ereignissen im Leben des Volkes, bei denen es stets wiederkehrt, das Gepräge ernster Würde, tiefen religiösen Fühlens.

Im Sonntagskleide, wie es sich ziemt, wenn man vor seinen Pfarrer tritt, erledigt der Anzeiger der Leiche seine Aufgabe. Nach ausführlicher Begrüssung beginnt er: „Es wird Ew. Wohlehrwürden aber auch gar wohl bewusst und bekannt sein, wie dass Gott unseren Mitbruder in einen Krankenbett gesetzt hat; so ist er der Krankheit nicht können genesen, sondern ist des Todes verblichen. So wissen wir, wenn der Mensch tot ist, dass er nirgends besser ist als in der kühlen Erde, die unser aller Mutter ist. So haben es diese guten Leute auch nicht machen können, sondern halten bittlich an, wie an die Nachbarschaft so auch an Wohlehrwürden, wollten von der Güte sein, ihn helfen zu beerdigen.“ (Bodendorf. Eine grosse Menge solcher Ansprachen s. bei Schuller S. 46.)

Auf die ehrfurchtsvolle und doch zutrauliche Art, in welcher der sächsische Bauer seinem Seelsorger Anzeige von dem Unglücke, das ihn betroffen, macht, antwortet derselbe mit der herzlichen Teilnahme, die das Kirchenkind von seinem „Herrn Vater“ als etwas Selbstverständliches fordert. Hat derselbe seine Hilfe zugesagt, so werden auch noch der Prediger und der Schulrektor, der letztere als Leiter der Leichenmusik, um ihren Beistand angesprochen. In manchen sächsischen Ge-

meinden wird, sobald die offizielle Anzeige des Todesfalles beim Pfarramte erfolgt ist, eine Stunde lang geläutet, um die Gemeinde von dem Abscheiden eines ihrer Mitglieder zu benachrichtigen. Dieses einstündige Geläute heisst „der Seelenpuls“.

In jenen Nächten, die der Tote unbestattet über der Erde liegt, wird von seinen Verwandten und Freunden Nachtwache gehalten. Auch diese Hüter sprechen bei ihrem Erscheinen ihr Beileid in stehenden Redewendungen aus: Es dauert uns das Schicksal, das Euch betroffen hat; Gott tröste die Betrübten und erfreue Eurem die Seele im ewigen Leben u. s. f.

Anfangs bei Gebet und Bibellesen, später bei Trank, Gespräch, wohl auch Kartenspiel bringen jene Wächter die Nacht zu, wobei es manchmal auch zu allerlei wüsten Ausschreitungen kommt. Wir finden also die uralte Sitte der Totenwache mit all ihren üblen Seiten, die so vielfach bekämpft worden sind, bei uns ganz rein erhalten. Vor jedem Trunke wird die Seele des Verstorbenen gegrüsst: „Gott tröste die liebe Seele in der Ewigkeit und habe sie aufgenommen in sein Reich; er helfe uns auch dahin, wenn es sein göttlicher Wille sein wird.“

Am folgenden Tage in der Frühe ruft Glockengeläute vom Turme entweder einige männliche Verwandte des Verstorbenen oder Mitglieder der Nachbarschaft — je nachdem es Ortsgebrauch ist — zum Grabmachen. Angestellte Totengräber kennt man in sächsischen Dörfern meist nicht. Mancherorts fällt die Aufgabe, dem Toten eine letzte Ruhestätte zu bereiten, den Taufpaten desselben zu, war derselbe Mitglied der Bruder- oder Schwesterschaft, so verrichtet die erstere diese Arbeit. Zur Entschädigung dafür werden die Grabmacher zum Leichenschmause geladen. Im Trauerhause ist inzwischen die Einsargung des Leichnams erfolgt. Unter fortwährendem Ab- und Zugehen der Beileidsbesuche, den Vorbereitungen zum Leichenmahle, lautem Weinen und Klagen verstreicht der Tag. Gegen Abend wird die Zahl der Erscheinenden immer grösser, so dass es am Totenbette lebhaft genug zugeht, da eine grössere Zahl der Gäste die ganze Nacht hindurch die zweite Totenwache hält, für die Essen und Getränke bereit stehen muss.

Am Beerdigungstage giebt Glockengeläute das Zeichen, dass die an dem Begräbnisse Teilnehmenden sich im Leichenhause versammeln sollen. An der Beerdigung teilzunehmen sind alle Mitglieder der Nachbarschaft verpflichtet, zu welcher der Tote gehörte. Dieselbe ist am Vorabende von dem Nachbarhannen durch Herumschickung des Nachbarschaftszeichens an ihre Pflicht gemahnt worden, entzieht sich ihr jemand ohne Ursache, was ausserordentlich selten vorkommt, so verfällt er einer Strafe. Den Sarg bis zum Friedhofe zu tragen und das Grab zu schliessen, obliegt ebenfalls der Nachbarschaft, bei Mitgliedern der Bruder- oder Schwesterschaft jedoch der ersteren.

Die Männer, die zum Leichenbegängnisse erscheinen, betreten das Haus nicht. An dem geöffneten Thore werden sie von jenem älteren Verwandten, der den Todesfall bei dem Pfarrer anzeigte, oder von dem Nachbarvater, wo dieser jenes Geschäft besorgte, empfangen

und begrüsst; derselbe nimmt ihre Kondolenzen entgegen und dankt ihnen für das Beileid, worauf sie sich halbkreisförmig hinter ihm aufstellen. Die gleiche Aufgabe, die Beileidsbezeugungen entgegenzunehmen, besorgt in dem Zimmer, wo der Tote aufgebahrt ist und der weibliche Teil des Leichengefolges sich versammelt, eine „Leichenmutter“.

Während des Glockengeläutes haben sich alle Teilnehmer versammelt, Pfarrer und Lehrer sind erschienen und haben sich vor dem Thore aufgestellt. Darauf wird ein Grablied angestimmt. Während desselben begeben sich die vier oder fünf jüngsten Mitglieder der Nachbarschaft in das Haus, um den Leichnam abzuverlangen. Einer von ihnen spricht dabei die Worte:

„Wir haben ein herzliches Mitleid über den tödlichen Zufall Eures geliebten Gatten (Gattin, Kindes), wir hätten gewünscht, wenn der liebe Gott noch mehrere Jahre zum Trost und Freude das Leben hätte schenken sollen; da es aber Gottes Wille war und Gott besser gefallen, so tröstet Euch mit dem Willen des himmlischen Vaters. Eine kleine Zeit werdet Ihr traurig sein und in mancherlei Anfechtung fallen, trotzdem aber erinnert Euch an den Spruch, den der weise Hiob sagte: Der Herr hat ihn (sie, es) gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn sei gepriesen.

„O Gott, du hast diesem Entschlafenen Gnade verliehen und hast ihn in das Bett der ewigen Ruhe gelegt, so sind wir denn auf Euer Verlangen und unserer Pflicht gemäss erschienen und bitten um seinen toten Körper uns fünf Männern abzugeben, dass wir ihn hintragen in den reichen Boden Gottes zu einer sanften Ruhe. Amen.“ (Honigberg.) Darauf erwidert einer der nächsten Angehörigen der Familie fast mit denselben Worten. Dann wird der Sarg geschlossen, nachdem die Verwandten, auch die männlichen, die mittlerweile aus dem Hofe hereingekommen sind, von dem Toten Abschied genommen haben und der wertvolle Schmuck, den die Kleidung desselben etwa trug, entfernt worden ist. Die Verabschiedung von dem Toten erfolgt ebenfalls oft mit typischen Worten: „Schlaft wohl! Warum seid Ihr nicht länger bei uns geblieben? Wir hätten Euch noch so gerne gesehen, Ihr hättet noch Platz gehabt. — Ruht wohl, Vater, bis wir uns im ewigen Leben wieder sehen werden. — Ich sage Euch Dank, lieber Vater (Mutter), für alles, was Ihr mir Gutes gethan habt. — Wäret bedankt für die vielen Wohlthaten, die Ihr mir in meinem bisherigen Leben erzeigt habt; wäret gebeten und verzeiht mir auch, wenn ich mich gegen Euch nicht so betragen habe, wie es mir zugestanden ist. Gott erfreue Eure Seele im ewigen Leben!“ (s. Schuller S. 11).

Ist der Sarg zugeschlagen worden, so wird er in den Hof getragen und unter den Klängen eines Leichenliedes auf eine Bahre gelegt, worauf der Geistliche eine Leichenrede, oder dort, wo diese durch die Ortssitte an den Schluss der Beerdigungsfeierlichkeit, in die Kirche verlegt wird, bloss ein Gebet spricht.

Unter Gesang setzt sich dann der Leichenzug in Bewegung. Vor dem Sarge geht der Pfarrer, Prediger, die Lehrer und die beiden Nachbarväter, hinter demselben der männliche Teil des Zuges, dann

die Frauen, beide Abteilungen geführt von den Leidtragenden. Auf grosse Ordnung des Leichenzuges wird viel gehalten, damit man nicht zerstreut, „wie die Wallachen“, dem Sarge folge. Sobald der Zug das Haus verlässt, beginnt das Glockengeläute wieder und dauert bis derselbe den Friedhof erreicht hat. Sowohl bei der Schliessung des Sarges im Hause, als auch während des Ganges zum Grabe ist lautes Klagen und Jammern um den Toten vorgeschriebene Sitte. Fühlen sich die Verwandten des Verstorbenen zur Totenklage nicht fähig, so lassen sie sich durch ein Klageweib vertreten (Schuster S. 458). Auch hierbei werden meist typische Redewendungen gebraucht, z. B.: „Wie hat der himmlische Vater in meinem Garten so eine schöne Blume doch abpflücken können! O, ich werde sie nicht mehr sehen! Das ist ein Hartes, ihr goldigen Leute ihr!“ so klagen Eltern am Sarge ihres Kindes. Im umgekehrten Falle: „Die goldigen, fleissigen Hände, sie werden nicht mehr für mich arbeiten. Wie soll das möglich sein zu scheiden.“ Oder: „Mutter, Mutter! Sollen wir nun bei fremden Thüren herumgehen? Mutter, Mutter! Wem sollen wir nun unser Elend klagen? Ruft auch mich! Erbarmet Euch unser! Ruht wohl in Eurer neuen Stube ohne Fenster! Seid bedankt, weil Ihr uns grossgezogen habt.“

Die reichhaltige Sammlung von Totenklagen in Schullers trefflicher Arbeit, der auch obige Proben entnommen sind, bringt interessante Belege dafür, wie diese Klagen erst rhythmisches Gewand annehmen und schliesslich durch Reim und Metrum Liedform erhalten und wahrscheinlich rhythmisch halb gesungen werden, so dass dann manche derselben thatsächlich als Volkslied, zumal Waisenlied, in den Mund des Volkes übergegangen ist. Verkehrte Anwendungen dieser typischen Klagen am unrechten Orte haben eine Menge Anekdoten voll Ironie und Satire, die hie und da bis an das Zotenhafte streifen, erzeugt. Hierzu war zumal dort vielseitige Gelegenheit gegeben, wo zwischen den Ehegatten oder Eltern und Kindern bekanntermassen ein schlechtes Verhältnis geherrscht hatte, zu dem die laute, gesuchte Klage einen grellen Gegensatz bildete, so dass dieselbe dem Publikum ein spöttisches Lächeln entlocken musste.

Ist der Sarg in das Grab gesenkt und der Hügel aufgeschüttet worden, so wird der letztere von den Familienmitgliedern des Begrabenen umgangen, wobei die Klagen und der Abschied wiederholt werden. Nach neuerlichem Gesang und Gebet tritt der Nachbarvater zum frisch aufgeworfenen Grab und richtet an die Begleiter im Namen der Leidtragenden eine Danksagung: „Hier will ich euch sagen, ihr guten Nachbarn, hier sind diese guten Leute sehr dankbar, wie wir ihrem Trauerfall nachgefolgt sind, zu wünschen wäre es gewesen, wenn es in einem Freudenfall geschehen wäre. Hat es der allmächtige Gott aber so wollen haben, so verleihe ihm Gott eine sanfte Ruhe, eine fröhliche Auferstehung auf den lieben jüngsten Tag und mache uns auch alle dazu bereit, wenn es sein göttlicher Wille ist.“ (Bodendorf.)

In Rode spricht der Hann (Dorfsrichter) folgende Danksagung: „Ihr sollt geehrt sein, ihr tugendsam frommen Leute, alle miteinander!

Zum vordersten soll geehrt sein unser Herrgott, den wir auch alle Zeit ehren sollen. Zum anderen soll geehrt sein unser wohlehrwürdiger Herr Vater, als Oberseelsorger bei unserer frommen Christengemeinde. Zum dritten unser ehrwürdiger Herr Prediger, als Mithelfer an der Gnade Gottes. Zum vierten unser Herr Schulmeister mit alle den umstehenden Schülerherrs. (Schüler heissen auf dem Dorfe die Lehrer.) Zum fünften gross und klein, jung und alt, Mann und Frau, Knecht und Magd, auch alle, die nachfolgende Leute gewesen sind, und haben unseren seligen Mitbruder helfen begraben und bestatten. Die Hinterbliebenen lassen durch mich so reden, als hat er während seines Erdenlebens jemanden von euch beleidigt, ihr sollt gebeten sein, und sollt ihm verzeihen, auf dass sein Geist Ruh und Rast haben möge im ewigen seligen Leben und sagen euch auch grossen Dank für diesen letzten Dienst, den ihr bis auf diesen geheiligten Gottesacker habt helfen leisten.“

Haben die Verwandten des Toten eine „Kirchenleiche“ gewünscht, was nur beim Tode älterer und hervorragenderer Mitglieder der Gemeinde der Fall ist, so begeben sich nun alle Anwesenden in die Kirche, wo ein Trauergottesdienst stattfindet, dessen Hauptbestandteil die Leichenrede des Pfarrers ist, welche nicht nur eine Trostrede für die Hinterbliebenen, sondern vor allem eine Lobrede auf den Dahingeschiedenen sein muss. Nach Beendigung der kirchlichen Feier werden die Leidtragenden an vielen Orten von der Nachbarschaft nach Hause geleitet, wo dann der jüngere Nachbarvater an dem Gassenthor, der ältere in der Hausthüre sich in längeren Reden verabschieden (Bodendorf) und nachher zum Leichenmahle geladen werden.

Ein solches ist noch in allen Teilen des Sachsenlandes gebräuchlich, trotzdem kirchliche und weltliche Behörde schon seit langer Zeit dagegen Verbote erliessen. Der ziemlich allgemein übliche Ausdruck dafür ist Thränenbrot oder tor (letzteres aus dem Magyarischen entlehnt). Der Umfang desselben ist je nach Stand und Vermögen des Verstorbenen verschieden, oft artet es, zumal in den wohlhabenderen Häusern, zu einem grossen Schmause und Trinkgelage aus.

Da das Leichenmahl als eine Entschädigung für diejenigen angesehen wird, welche bei der Beerdigung irgendwie beschäftigt gewesen sind, so sind, neben den Verwandten, in erster Reihe diese dazu geladen, an einigen Orten sogar der Tischler, der die Anfertigung des Sarges besorgt hat. Die Sitte heisst auch die Geistlichen zum Thränenbrot zu bitten, durch deren Anwesenheit Ausschreitungen verhütet werden. Den Lehrern, welche den Gesang bei dem Begräbnisse besorgten, wird Speise und Trank in die Schule geschickt. Sowohl eröffnet als auch geschlossen wird das Leichenmahl ebenfalls durch längere Ansprachen des Nachbarvaters.

Spuren von Totengedächtnisfesten haben sich mancherlei erhalten. So kommt es vor, dass Mütter am Todestage eines Kindes alljährlich fasten, oder dass die Hinterbliebenen an jenem Tage gewisse Speisen, die der Verstorbene sehr liebte, zu seinem Andenken bereiten und essen. Andere feiern auf diese Weise den Namenstag des Verblichenen. Auch ist es Sitte, an diesem Tage arme Leute mit Essen zu beschenken

Sehr gebräuchlich ist es, dass die Angehörigen zum Andenken an den Verstorbenen der Kirche oder Schule des Ortes Geschenke zuwenden, die „Thränenopfer“ genannt werden. Meist bestehen dieselben in Geld, das zu wohlthätigen Zwecken dienen soll, oder auch in Gegenständen zur Ausschmückung der Kirche.

Die äussere Trauer um den Verstorbenen besteht nach städtischem Vorbilde darin, soweit es die Nationaltracht eben erlaubt, in der Kleidung die schwarze Farbe vorherrschen zu lassen und andere, besonders die rote, zu meiden.

IX. Festgebräuche.

- Beschreibung einiger der vorzüglichsten Gebräuche der sächsischen Nation in Siebenbürgen. Siebenb. Quartalschrift, III. Bd., 1792.
Vorlesungen über Volksglauben, Volkssitten und Volkssprache der Siebenbürger Sachsen von J. K. Schuller. Transsilvania 1852, Nr. 1—6.
Das Hahnenschlagen am Ostertag. Von demselben. Archiv des Ver. f. siebenb. Landeskunde. N. F., 1. Bd., S. 493.
Herodes, Ein deutsches Weihnachtsspiel aus Siebenbürgen. Von demselben. Hermannstadt 1859.
Weihnachten mit seiner festlichen Umgebung. Transsilvania, Bleiblatt zum siebenb. Boten, 1855.
Der Weihnachtsmorgen in den 13 Dörfern. Transsilvania 1858.
Schuler-Libloy, Ueber festliche Gebräuche etc.
Schuster, Eine kurze Zusammenstellung üblicher Festgebräuche. Vereinsarchiv X., S. 142—151.
Sehr reiches Material in allen Bänden des Korrespondenzblattes.
Unter den wichtigsten Mitteilungen desselben:
Blasiusfest, III., S. 38.
Das Urzellaufen in Agnetheln. (Ein Fastnachtsspiel.) V., S. 17.
Neujahrsbrauch, VI., S. 5.
Das Ausschuhlen der Frauen in der Fastnacht, V., S. 34; VI., S. 11; VI., S. 31.
Zwei Volksfeste in Blutrot:
1. Gansabreiten; 2. Aschermittwoch, IX., S. 132.
Weihnachts- und Neujahrsspiel, IX., S. 136.
Osterbräuche in Reussdorf, XII., S. 51.
Weihnachts- und Neujahrsbräuche, XIV., S. 43.
Das Reihen der Knechte in Nadosch, XV., S. 132, 137.
Johannissegen, XV., S. 52.
Almeschtrinken, XV., S. 41.
Zur Volkskunde aus Draas, XVII., S. 81.
-

1. Mittwinter.

Die Zeit der Zwölften gilt unserem Volksglauben vor allem als Umzugszeit der Seelen und Dämonen — namentlich der Adventssau oder des Gottesebers —, denen zu Liebe die strengste Enthaltung von allen Arbeiten herrschen muss. Besonders darf in dieser Zeit nicht gesponnen werden, darum werden am Abend des 23. Dezembers, dem sogen. Gainzelôwend, in den Spinnstuben die Rocken den Mädchen fortgenommen und von den Knechten verbrannt. An vielen Orten

geschieht dieses schon in der Thomasnacht. Diese sowohl als auch der Gainzelôwend und die Christnacht werden wachend zugebracht, „versessen“ oder „gemessen“, wobei zur Abwehr der bösen Geister der Kräztknorren oder Kräztgrumpes im Ofen lodert. Auch die Sylvesternacht wird bei Märchen und Rätselspiel durchwacht und darf das Licht in derselben nicht erlöschen. Aussergewöhnlich interessant ist die Thatsache, dass sich in sächsischen Gemeinden das Weihnachtsfeuer erhalten hat, das meist unter freiem Himmel angezündet wird. In Urwegen (s. Schuster, Ver.-Arch. X, S. 143) wird in der Christnacht neben der alten Burg auf dem Berge ein mächtiges Feuer erhalten, in den Turmfenstern „drehen die Burschen brennende Pechschwänze, dass sie wie feurige Räder aussehen“. An anderen Orten werden am letzten Abend des Jahres Strohbüchel, ausgedroschene Garben etc. auf den Hügeln angezündet.

Uebrigens fehlt den Zwölften auch der Charakter als Loszeit nicht. Das Wetter in diesen zwölf Tagen ist ein Abbild der Witterungsverhältnisse der zwölf Monate des kommenden Jahres und die eigene Zukunft wird am Sylvesterabend in der mannigfaltigsten Weise erkundet.

Das Begaben am Christabend oder am Morgen des ersten Feiertages ist allgemein üblich. Die Geschenke bringt der Christmann als Schimmelreiter, der Gotteseber oder das Christschwein.

Auf den Landgemeinden wird am zweiten und dritten Christtag getanzt; in Schässburg soll der bäuerische Teil der Bevölkerung früher an drei aufeinanderfolgenden Abenden gegen Weihnachten Tanzunterhaltungen abgehalten haben, wobei am letzten Abend, dem Beneng-ôwend, ein Schwerttanz unter unzüchtigen Gesten aufgeführt worden sein soll (s. Schuster, Ver.-Arch. X, S. 143.)

Zwischen Christtag und Epiphania werden in Stadt und Land von Kindern Weihnachtsspiele in den Häusern aufgeführt, meist das sogen. Herodesspiel.

Am ersten Christtage oder an dem Neujahrstage wird dem Pfarrer in manchen Landgemeinden von der Jugend das grüne Jahr (Obst und Blumen) getragen.

2. F a s n a c h t.

Zu Fasnacht finden in unseren Landgemeinden die Neuwahlen der Nachbar- und Bruderschaftsbeamten, in den sächsischen Märkten die der Zunftbeamten und die Gerichtstage dieser Körperschaften statt, damit im Zusammenhange die feierlichen Umzüge von den abtretenden zu den neugewählten Männern. Dadurch ist den Fasnachtsfeierlichkeiten genau der Charakter, den dieselben in Deutschland im Mittelalter trugen, bis zu dem heutigen Tage unter uns bewahrt worden.

Lehrreich ist, dass auf den Dörfern diese Nachbar- und Bruderschaftsumzüge, bei denen Maskeraßen die Hauptrolle spielen, im Volksglauben allgemein für Darstellungen der Sachseneinwanderung gelten. Am treuesten haben sich diese Umzüge und die damit verbundenen

Tänze und Fasnachtsaufführungen in unseren Märkten erhalten, weil eben hier die Zünfte ihren alten innigen Zusammenhang nicht, wie es in den Städten geschehen ist, verloren.

3. O s t e r n.

Sowie bei den Fasnachtsbräuchen steht auch unter der Fülle unserer heimischen Osterbräuche vielleicht kein einziger ohne Analogon aus der Vergangenheit oder Gegenwart des deutschen Mutterlandes da. Allgemein verbreitet ist die Sitte des Begiessens und die des Eierfärbens. Unter dem Einflusse der Kirche ist das bis vor kurzem übliche Hahnenschlagen und -schiessen stark geschwunden, daneben findet sich noch an manchen Orten das Hahnen- und Gansabreiten und der Eierlauf.

4. P f i n g s t e n.

Weit mehr als unter den Volksbelustigungen des Osterfestes tritt bei jenen des Pfingsttages der Wettlauf und das Wettrennen in den Vordergrund. „In Zepling, einem Dorfe bei Sächsisch-Regen, wird am zweiten Pfingsttage das Kranzabrennen gehalten. Der Sieger in diesem Spiele heisst der Pfingstkönig; ihm gehorchen die Kameraden im laufenden Jahre.“ (Schuster, Arch. d. Ver. f. siebenb. Landesk. X, S. 149.)

Aus Bruchstücken, die sich fast an jedem sächsischen Orte mehr oder weniger verändert erhalten haben, lässt sich das uralte Frühlingsfest in all den Zügen zusammenstellen, die wir aus deutschen Bräuchen an ihm kennen. Sowohl das Wettrennen zu Pferd, als auch der Umritt, das Klettern auf den Maibaum, der Tanz um denselben und selbst Spuren des Wettaustriebes lassen sich teils in den Oster-, teils in den Pfingstgebräuchen der sächsischen Landbevölkerung nachweisen.

In Neudorf wird am 1. Mai das Mëmäädchen (Laubmädchen) gemacht, das ganz in Laub gehüllt von seinen Gespielen von Haus zu Haus geführt wird, wofür diese Eier erhalten. (Schuster, Arch. d. Ver. f. siebenb. Landesk. X, S. 148.)

In Braller pflegt man am Himmelfahrtstage den Tod, eine Strohpuppe, auszutragen und schliesslich in den Dorfbach zu werfen.

Beide Bräuche sind wertvolle Belege dafür, wie sich im heimischen Volksbrauche neben der einen Seite des altgermanischen Frühlingsfestes, dem feierlichen Umzug, auch die andere des Opfers, speziell des Menschenopfers, das der regenspendenden Gottheit dargebracht wurde, erhalten hat.

5. J o h a n n i s t a g.

Auch die Sommersonnenwende gilt unserem Volksglauben als Geisterfahrzeit, und der Volksbrauch hat die Hauptfeierlichkeit desselben, das Anzünden des Johannisfeuers, den Fackellauf und das

Rollen feuriger Räder, treu festgehalten (s. Schuster, Arch. d. Ver. f. siebenb. Landesk. X, S. 150). Vielfach sind auf diesen Tag auch die Gebräuche des Frühlingsfestes übertragen worden; an anderen Orten trat dafür an Stelle des Johannistages der Peter- und Paulstag.

Wie in dem Volksbrauche des deutschen Volkes überhaupt, erkennen wir also auch in dem der Sachsen deutlich die heidnische Grundlage der vier kirchlichen höchziten. Gegen diese höchsten Feste treten die übrigen, die Thomas- und Andreasnacht als Umzugszeit, der Blasius, Michael und St. Gregor als Schulfest, Mittfasten und Mariä Verkündigung als Tag des Todaustragens an Bedeutung sehr stark zurück.

X. Sächsische Bauerntracht.

1. Männertracht.

Die Kleidung des sächsischen Bauern besteht fast überall aus enganschliessenden weissen oder dunkelblauen Wollhosen, über welche die gewaltigen hochröhrigen Stiefel, die bis zum Knie reichen, angezogen werden. Das Beinkleid wird von einem Riemen zusammengehalten. Oft wird um den Leib noch ein sehr breiter Ledergürtel geschnallt, unter welchem das Hemd spannenlang heraushängt. Das letztere hat weite, gestickte Aermel, niederen Kragen, um welchen ein schwarzes oder farbiges Halstuch leicht geknüpft wird. Die Brust bedeckt im Winter ein Wams aus Schaffell, dessen rauhe Seite nach innen gekehrt ist. Im Sommer wird dasselbe durch eine weisse oder blaue Jacke ersetzt. Zum Festkleide gehört im Winter der Kirchenpelz, im Sommer tritt an seine Stelle, jedoch nicht überall, ein langer blauer Rock mit Spangen und Gürtel, der Dolman. Die Kopfbedeckung besteht in einem schwarzen Filzhute mit sehr breiter Krempe, statt desselben wird in vielen Gegenden des Sachsenlandes im Festkleide die Marder- oder Iltismütze getragen.

2. Frauentracht.

Im Hause trägt die sächsische Bäuerin sommers und winters einen dunkelblauen Tuchrock und ein ärmelloses Leibchen, welches im Winter durch einen gleichfalls ärmellosen Brustpelz aus Schaffell, dessen Aussenseite schön gestickt ist, ersetzt wird. Das Hemd ist weitärmelig, am Halse und Handgelenk ebenfalls mit Stickerei verziert. Die Schürze ist meist aus selbstgewebter, grober, weisser Leinwand gefertigt und mit roten Streifen durchzogen. Alt und jung trägt um den Leib einen bunten schmalen Ledergürtel. Die Kopfbedeckung der Frau besteht aus einer weissen Haube mit schwarzen breiten Bändern, die unter dem Kinn zusammengeknüpft werden. Darüber wird ein dunkles Kopftuch getragen. Mädchen tragen bloss dieses letztere ohne die Haube.

Ungleich reicher ist die Sonntagstracht. Der dunkelblaue Alltagsrock wird durch einen schwarzen aus feinem Stoffe ersetzt. Im Sommer tragen die Mädchen statt desselben auch weisse gefaltete Leinwandröcke. Die Schürze ist aus schwarzer Seide und über diese wird eine zweite, reich mit schwarzer Seide und Gold gestickte weisse Mullschürze, mit eingestickter Jahreszahl und Namen der Trägerin, angezogen. Je wohlhabender die Bäuerin, desto wertvoller ist diese Schürze. Auch das bauschige Hemd ist bei der Festtagstracht viel feiner und viel reicher gestickt als das des Alltagsgewandes. An manchen Orten wird über dem schwarzen Sammetmieder an einer schmalen Silberborte auf der Brust ein grosses rundes, mit Steinen besetztes Schmuckstück aus Metall, das Heftel, getragen.

Der einfache Ledergürtel wird an Festtagen gegen einen vergoldeten, mit Steinen verzierten Gürtel vertauscht, von welchem buntfarbige Tücher über die weisse Schürze herabfallen. Zur Feiertagskleidung der Mädchen gehört der Borten, eine cylinderförmige, ziemlich hohe, oben offene Kopfbedeckung, die mit schwarzem Sammet überzogen ist und von deren oberem Rande viele schmale und breite Bänder und eine breite Silberborte über den Rücken bis zum Saume des Rockes herabfallen.

Das Haupt der jüngeren Frauen ist gebockelt, d. h. es trägt ein weisses, mehrfach gewundenes Schleiertuch, das an beiden Seiten des Kopfes mit drei oder vier silbernen oder goldenen Bockelnadeln künstlich an die Bockelhaube befestigt ist. Um die Schultern wird im Sommer der schwarze „krause Mantel“ gehängt, an dessen Stelle im Winter der Kürschen tritt, ein schwerer Schafpelz mit steif emporstehendem breitem Kragen.

Die Mädchen tragen als Umwurf im Sommer selbstgewebte, rot und weiss verzierte Handtücher, im Winter lange, anschliessende Schafpelze mit schwarzem Pelzbesatz.

Hohe, etwas plumpe Stiefel bilden die unschöne Fussbekleidung, die der ganzen, sonst so farbenprächtigen Erscheinung wesentlich Abbruch thut, indem sie ihr etwas Schwerfälliges verleiht.

XI. Das sächsische Bauernhaus.

Unser Haus und Hof. Kulturgeschichtliche Schilderungen aus Siebenbürgen von Joh. Wolff. Kronstadt, Gött, 1882, 74 S.

Haus und Hof bei den Siebenbürger Sachsen von Dr. Fr. Teutsch. Ausland Nr. 26. 1884.

Jedes sächsische Dorf giebt sich dem Beobachter, trotzdem der benachbarte Rumäne und Magyare von dem Sachsen bauen lernte, sofort zu erkennen durch den einheitlichen Typus der sächsischen Häuser, welcher in Anlage, Form und Bau den fränkischen Charakter treu bewahrte. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts hat sich auf Sachsenboden das Steinhaus eingebürgert, das gegenwärtig die ursprüngliche Bohlenstube fast vollständig verdrängt hat. Das Bauernhaus des Sachsen ist stark in die Höhe getrieben, die Kellermauer wächst weit über den Erdboden hinaus. Die Schmalseite des Gebäudes, die mit zwei kleinen Fenstern versehen ist, wendet sich der Gasse zu, seine Langseite blickt mit drei Fenstern in den geräumigen Hof. An derselben entlang ist ein gedeckter Umlauf, die Laube, angebracht, zu welcher eine Treppe aus dem Hofe hinaufführt. Vielfach ist diese Laube allerdings verbaut und entweder in ein Treppenhaus oder ein kleines Stübchen umgewandelt worden.

Das Haus selbst umfasst heute noch häufig nur die zwei Räume, welche dem fränkischen Hause eigentümlich sind. Der erste, den man von der Laube aus betritt, der Flur, wird in unserem Dialekte „das Haus“ genannt. Schon diese Bezeichnung beweist uns, dass diesem Teile des Gebäudes die grössere Wichtigkeit vor den anderen, selbst vor dem jetzigen Hauptgemache zukam, vielleicht auch gegenwärtig oft noch thatsächlich zukommt. An den Herdraum schliesst sich gegen die Gasse zu „die Stube“ an. Zu ihr gesellt sich in grösseren Häusern noch eine „hintere Stube“, die an die andere Seite des „Hauses“ angebaut ist.

Selbstverständlich finden wir in allen Gegenden des Sachsenlandes Abweichungen und Veränderungen des oben geschilderten Grundrisses, aber der scharf ausgeprägte Typus geht — wenigstens auf dem eigentlichen Königsboden — nirgends verloren.

Die schmale Giebelseite der Gasse zugewendet, daneben das hochgewölbte gewaltige Steinthor, die Langseite mit dem Eingange dem Hofe zugekehrt, Wohn- und Wirtschaftsgebäude durchaus getrennt, das ist sächsische Bauart, die ihren fränkischen Ursprung nicht zu verleugnen vermag.

XII. S a g e.

Zur Charakteristik der sächsisch-mythischen Sage. Von F. Müller. Aus Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart. S. 33—38.

Sagen und Lieder aus dem Nösner Gelände. Gesammelt von Heinrich Wittstock. Bistritz 1860, 49 S.

Beiträge zur Kenntnis der Klein-Bistritzer Mundart. Von Andreas Bertleff. Progr. des evangel. Obergymn. in Bistritz, 1888, 38 S.

Zur deutschen Tiersage. Von Josef Haltrich. Progr. des evangel. Obergymn. in Schässburg, 1855.

Müller, Sagen. Haltrich-Wolff, S. 5; Korrespondenzblatt IV., S. 68.

Der eigenartige Lebensgang unseres Volkes, als eines Auswanderers und Pioniers der Kultur, ist reich an wechsellvollen Schicksalen gewesen. Ereignisvolle Vergangenheit, grosser Reichtum an geschichtlichen Erinnerungen und Denkmälern, treues Festhalten an alten Volksbräuchen, das alles hat zusammenwirkend die Sagenbildung unter unserem Volke fördernd beeinflusst, die auch in der Gegenwart noch keineswegs unterbunden ist. Was ein Volk von seinem Sagenschatze im Laufe der Zeit verliert, verlieren muss, weil das Verständnis für die einzelne Sage verloren geht, füllt die nie versiegende Volksüberlieferung wieder aus. Jede Generation hinterlässt, wenn auch vielleicht geschmälert, der nachfolgenden nicht bloss das, was sie selbst ererbte, sondern sie erzeugt gleichzeitig eine neue Tradition.

Wie bei der Betrachtung all dessen, was zu unserem Volkstume gehört, müssen wir auch bei der Analyse der sächsischen Sage die Sachsen als ein von einer ursprünglichen Einheit losgelöstes Element betrachten, das unter fremde Lebensbedingungen versetzt, beeinflussend und beeinflusst, eine eigene Entwicklung nahm. Hieraus ergeben sich sofort die Fragen, was ist von unserem geistigen Eigentume aus dem Mutterlande mitgebrachter, gemeinsamer Besitz, der hier in der Abgeschiedenheit vielleicht sorgfältiger erhalten wurde, als es dort geschah, weiters, was ist erst nach der Trennung Erzeugtes und schliesslich, was ist fremdes, der Umgebung entnommenes Gut.

Man wird nicht irre gehen, wenn man die Hauptmasse unseres Sagenvorrates als Niederschlag der sieben in Siebenbürgen zugebrachten Jahrhunderte ansieht; allerdings sind einzelne mythische Züge, die ihre Behandlung im Zusammenhange mit mythischen Resten in Märchen,

Sitte und Brauch fanden und die einen Anteil an germanischem Volks- und Götterglauben nachweisen, noch bestehende Zeugen der einstigen Einheit unseres Volkes mit dem deutschen. Aber dieses älteste Besitzthum beschränkt sich, wie gesagt, auf geringe Bruchstücke, die eigentliche Sagenüberlieferung setzt erst mit dem für die Sachsen so wichtigen Ereignisse der Loslösung vom Mutterlande ein, von welchem unsere Vorfahren, wie der Volksmund — zweifellos von irgend einem Gelehrten unterrichtet — erzählt, jenen Teil bewohnten, der an das Meer grenzt, wo vier Flüsse einmünden, die aber alle aus einem kommen (Müller Nr. 376).

An die Einwanderung selbst, die Neugeburt unseres Volkes, knüpft eine Reihe von Sagen an, von denen freilich der grösste Teil gelehrter Abstammung ist.

Bei ihrer Ankunft in diesem Land fanden die Sachsen, wie eine Sage erzählt, christliche Bevölkerung vor (Müller Nr. 382), viel volkstümlicher ist jedoch die Ueberlieferung, dass damals Siebenbürgen von Riesen bewohnt gewesen sei. Anknüpfungspunkte hierfür geben die zahlreichen prähistorischen und römischen Befestigungsüberreste, späterhin hat die Riesensage durch die Deutung der Namen Hengebäsch, Hengeburg, Hengešgruawān u. s. f., die mit Hünen nichts zu thun haben, sondern zum Worte Hagen gehören, grosse Bereicherung erfahren. Im übrigen ist dieselbe ziemlich dürftig und beschränkt sich bloss darauf, das Vorhandensein von Riesen zu konstatieren, denen gegenwärtig auch die Erbauung der von sächsischer Hand entstandenen umfangreichen Burgen und Kirchenkastelle meist zugeschrieben wird. Sehr grosser Verbreitung erfreut sich die Sage vom Riesenfräulein, das den Bauern samt Pflug und Ross in seiner Schürze zur Burg seines Vaters trägt, der ihm warnend die Worte zuruft: „Diese Ameisen werden uns noch aus unserer Heimat vertreiben.“

So verschwimmt vielfach bei unserem Volke der Begriff Riese überhaupt mit Urbewohner des Landes, dann mit dem der eigenen Vorfahren und wird schliesslich auch gleichbedeutend mit Tartar und Türke, oder gar Kurutze. Der Volksmund malt diese schweren Leidenszeiten des Landes, die Jahrzehnte währenden Kämpfe mit diesen Völkern, ohnehin in das Gigantische und die mächtigen Wallbüchsen, die man für Handwaffen nimmt, die Ueberreste eiserner Kleidungsstücke, die sich in vielen Bauernburgen noch finden, geben den Anstoss zu neuer Bildung lokaler Riesensagen.

Auch die Thatsache der Einwanderung und selbst die, dass diese letztere auf verschiedenen Wegen geschah und verschiedene Ausgangspunkte hatte, bewahrt uns die Sage. Nach ihr haben die Bistritzer eine andere Stammesheimat als die übrigen Sachsen, denn sie sind aus der Zips (Müller Nr. 403) oder aus der Marmarosch (Müller Nr. 382) gekommen. Aber auch dieses ist in das Volk gedrungene Büchergelehrsamkeit.

Die echte Volkssage hat das Faktum der Einwanderung nicht in seiner Gesamtheit erhalten, sondern, wie es bei volkstümlicher Ueberlieferung, die bloss einen engen Kreis übersieht, natürlich ist, hat sie jenes Ereignis in seine Einzelheiten aufgelöst und auf diese Art für

viele sächsische Orte eine eigene Gründungssage erzeugt, wobei ihr allerdings wieder die „historische Wissenschaft“ früherer Jahrhunderte und das Bedürfnis, den Namen des eigenen Heimatsortes zu deuten — was doch, zumal wenn derselbe mit einem Personennamen zusammenhing, so leicht war — eifrig mitgeholfen haben. So gehört zu jenen Gründungssagen, die nachweislich gelehrten Ursprunges sind, jene, welche erzählt, dass bei der Besitznahme des Landes die beiden Anführer ihre Schwerter kreuzweise in die Erde steckten und von den Waffen eine nach Broos, die andere nach Draas, als die beiden Endgemeinden des Sachsenlandes trugen, welche Sage ziemlich spät entstand, um die gekreuzten Schwerter im Hermannstädter Wappen (denn an der Stelle, wo diese Stadt erbaut wurde, geschah jener Akt) zu erklären; weiters jene andere, welche die Gründung Hermannstadts einem Nürnberger Ritter Hermann zuschreibt, der dabei ähnlich vorging, wie Dido bei der Gründung Karthagos. Auch die Erzählungen, dass ein anderer vornehmer Nürnberger und Begleiter Hermanns, Ritter Michael, der mit sechsundzwanzig Knechten einwanderte und die Burg Michelsberg in der Nähe Hermannstadts baute, sowie eine zweite, welche die Gründung Agnethelns einem eifrigen Diener der heil. Agnetha zuschreibt und jene, welche Kronstadts Namen von einer Krone, die man daselbst fand, herleitet, sind nicht volkstümlichem Boden entwachsen. Was wirklich unverfälschte, von Mund zu Mund fortgepflanzte Tradition des Volkes ist, hat meist mit überraschender Treue in sagenhafter Einkleidung den historischen Kern festgehalten. Von späteren Niederlassungen auf herrenlosem Grund, der zwischen den erstangelegten Kolonien lag, erzählt die Volkssage, von Neuansiedelungen, die von Klöstern und volkreichen Gemeinden aus entstanden und solchen, die sich um den Gutshof eines Mächtigen bildeten.

An die Zeit des raschen, kräftigen Aufschwunges, der sich an die Niederlassung in Siebenbürgen anschloss, erinnern die Sagen, welche von der rivalisierenden Stellung blühender Gemeinden mit den benachbarten Städten berichten, sowie davon, wie manche der gegenwärtigen Vororte zu ihren Stadtrechten gelangten.

Leider hat sich unsere heimische Wissenschaft bisher mit der Art der Besitzverteilung, wie sie bei der Kolonisation des Landes vor sich ging, wenig befasst, während dieselbe sich wahrscheinlich leicht rekonstruieren liesse, nicht allein aus der Analogie jener grossen deutschen Kolonisationen des 12. Jahrhunderts, von denen die siebenbürgische ebenfalls ein Glied bildet, sondern auch weil von der ursprünglichen Agrarverfassung bis in die neueste Zeit von unserem Volke vieles bewahrt worden ist.

Auffallende Grösse des Weichbildes sucht unsere Sage durch Grenzabschwören und Grenzbetrug zu erklären, wobei der Schwörende Erde von dem Hattert seines Dorfes in seine weiten Stiefel gethan haben soll, um so den Eid leisten zu können, dass er wirklich auf der Erde seines Dorfes stehe; auffallende Gestaltung des Hatterts, der tief in das Besitztum benachbarter Gemeinden eindringt, entstand nach der Volksüberlieferung durch Grenzbestimmung mittels eines Pfeilschusses, der von einem riesigen Bogen abgesendet wurde. Die Anschauung von

der Heiligkeit der Acker- und Hattertgrenzen bewahrt eine ganze Reihe unserer Sagen. Grenzfrevler verfallen augenblicklich der schwersten Strafe. Hinterlistiges Grenzabschwören mit heimischer Erde in den Stiefeln hat raschen Tod des Betrügers zur Folge (Müller, Sagen Nr. 302). Die Nachkommen jener Männer von Deutsch-Kreuz, welche die Klosdorfer auf diese Weise hintergingen, sind blind (Müller, Sagen Nr. 420).

Schon frühe haben Elementarereignisse jeder Art, dann das Vordringen der fremden Nationalitäten, vor allem aber Kriege, den vollständigen Untergang zahlreicher sächsischer Ortschaften herbeigeführt. Zum erstenmal geschah dieses kaum hundert Jahre nachdem die Sachsen in das Land gekommen waren, durch den verheerenden Mongoleneinfall. Oft und oft haben in der Folgezeit solche Einfälle in das Land stattgefunden durch die Tartaren, Rumänen und Türken und die ewigen Streitigkeiten zwischen Oesterreich und Ungarn haben Hand in Hand mit der häufig auftretenden Pest vielen lebenskräftigen Ansiedelungen das Ende bereitet. Kein Wunder also, wenn die volkstümliche Tradition die Erinnerung an diese schweren Zeiten bewahrte, wenn sie auch den historischen Zusammenhang und die Zeitbestimmung verlor. In vielen jetzt bedeutungslosen sächsischen Gemeinden gehen wehmütige Sagen von einstiger Grösse und einstigem Reichtum und vom Untergange anderer, von denen nichts mehr erhalten blieb, als der Name. Von neuen Kolonisationen und neuen Bodenaufteilungen weiss darauf die Sage zu berichten und liefert uns dadurch tiefe und lebendige Einblicke in die historische Vergangenheit, die an geeigneter Stelle anzuwenden und zu benutzen unser historischer Unterricht niemals wird entraten können.

Neben äusseren trat in der Entwicklung des Sachsenvolkes auch eine innere Krise ein; es bildeten sich Anfänge einer Aristokratie, die adligen Grundbesitz und die erbliche Richterstelle an sich riss. Der Sieg, den die volkstümliche Verfassung über diese Erbgrafen davontrug und der hauptsächlich durch grosse materielle Opfer, durch Auskauf dieser Grundherren errungen wurde, blieb im Angedenken des Volkes, übrigens sehr bezeichnend dafür, wie das Verständnis für diese so wichtige Uebergangszeit verloren wurde, nur dort, wo zum sozialen der nationale Gegensatz trat, mit dem Erbgrafen der adlige magyarische Gutsherr in eins verschmolzen war.

Die spätere sächsische Geschichte gruppiert sich im Volksbewusstsein um drei bedeutsame Ereignisse, die in der Sage reiche Verwertung finden, um die Tartaren- und Türkenzeit, um die Kurutzeneinfälle (den Namen „Kurutzen“ trugen die Anhänger der Rakoczys, welche letzteren sich auf den ungarischen Thron zu erheben suchten) und den Bürgerkrieg des Jahres 1848—1849.

Es ist nicht schwer zu erraten, dass alle diese Sagenkreise, und es sind unsere umfangreichsten, überwiegend Schreckensbilder aus der Leidenszeit unseres Volkes enthalten.

Vollständig fehlen unserer Sage nationale Heldengestalten, um die sie sich zusammenzuschliessen vermag und dass sie trotzdem so reichlich fliesst und auch in ihrer Zusammenhanglosigkeit nicht vergessen

wurde, das liegt an der Wichtigkeit, welche der historischen Wissenschaft infolge der privilegierten Stellung unseres Volkes zufiel. Da sie eine Waffe zur Erhaltung einer rechtlichen Position bildete, war ein fortwährendes Zurückgehen auf die Vergangenheit notwendig, das historische Interesse und historischer Sinn wurden bis in die breitesten Volksschichten hinab eifrig geweckt und genährt zumal durch eine historische Wissenschaft, welche selbst, bis vor nicht allzu langer Zeit, Sagengewebe erzeugte und zusammentrug, worauf sie ihren Eingang in den Volksmund fanden.

Dagegen sind merkwürdigerweise folgende drei Personen, Mathias Corvinus, Joseph II. und Karl XII., Eigentum der sächsischen Sage geworden. Den ersten hat der Volksmund der Magyaren in den Mittelpunkt eines zum grössten Teil ebenfalls entlehnten Anekdotenkreises gestellt, der auf gelehrtem Wege zu uns gedrungen und nicht sehr volkstümlich geworden ist. Das Andenken an den populären Kaiser Joseph II., zumal an dessen öfteren Aufenthalt in Siebenbürgen, bewahrt eine Reihe schwankartiger Erzählungen, die uns hauptsächlich humoristische Szenen aus dem persönlichen Verkehre des leutseligen Herrschers mit dem niederen Manne schildern und der Name des Schwedenkönigs ist in allen jenen Orten des Sachsenlandes, die derselbe oder seine Begleiter auf seinem abenteuerlichen Zuge berührten, unauslöschliches Eigentum der Nachkommen geworden (s. Zimmermann, Der Schweden Durchzug durch Siebenbürgen um 1714. Ver.-Arch. N. F. XVII. 2. S. 291).

Neben unsere reiche historische tritt die bereits erwähnte Hexensage und schliesslich eine Reihe von Schatzsagen, welche letztere durch die häufigen Geld- und Goldfunde aus der vorhistorischen und der Römerzeit, die in unserem Lande gemacht werden, stets neue Belebung erhalten.

Vergebens suchen wir unter uns Spuren der deutschen Helden-sage; wo wir solche finden (bei Damasus Dürr), können wir mit Bestimmtheit annehmen, dass dieselben durch Vermittelung des Volksliedes hierher verpflanzt worden sind.

Die Mongolen- und Türkenstürme haben auf diesem Gebiete jede Erinnerung an die alte Heimat verwischt und sich selbst an die Stelle derselben gesetzt.

Im Anschlusse an die sächsische Sage behandeln wir auch die Tiersage, da man lange Zeit hindurch glaubte, dass man es dabei mit zusammenhängenden epischen Sagenkreisen, nicht wie es thatsächlich der Fall ist, mit einzelnen Märchen zu thun habe. Dieselbe ist sehr reich. In einem Lande, wo Fuchs, Wolf und Bär noch eine häufige Erscheinung sind, der Mensch folglich in tägliche Beziehungen zu ihnen tritt, bewahrte das Märchen greifbare lebendige Gestalt, mit jenen Tieren erhielt sich im tierkundigen Volke eine poetische, von feinem Humor durchwehte Auffassung der Tierwelt.

Die drei oben genannten Raubtiere sind die Haupthelden der Sage, die übrigen bekannteren zahmen und wilden Tiere des Landes treten bloss episodisch auf. Uebrigens zeigen die einzelnen, oft anekdotenartigen Schwänke viel Einförmigkeit, in dem grössten Teile der-

selben tritt uns der listige, boshafte Fuchs, der sich vermöge seiner Schlaueit aus allen Klemmen zu ziehen weiss, entgegen und daneben der dummdreiste, unersättliche Wolf, den seine Fressgier immer wieder in die fatalsten Lagen bringt. Was in diesen beiden Gestalten des Fuchses und Wolfes an Satire, zumal gegen die Kirche und die vor-reformatorische Geistlichkeit lag, fehlt unserer heimischen Sage vollständig. Das durchaus protestantische Sachsenvolk liess diese Züge fallen, wenn es sie überhaupt jemals herübergenommen. Auffällig ist es, dass allen jenen Tiergestalten, die in der Sage auftreten, die Eigennamen der deutschen Tiersage fehlen, dagegen trägt jede derselben eine Menge Metonyme, welche der treffende Volkswitz gebär, von denen vielleicht manche mythologischen Hintergrund besitzen.

Als J. Haltrich die Tiersagen des sächsischen Volkes entdeckt und gesammelt hatte, suchte er sie durch seine Bearbeitung in jenes grosse System einzufügen, welches Jakob Grimm über Wesen und Alter der deutschen Tiersage ausgearbeitet hatte und als willkommene Stütze seiner Ansichten begrüsst derselbe die Arbeit des ersteren. „Wer hätte geglaubt, dass aus so weiter ferne neue reichtümer dieser literatur aufgethan und bestätigungen mancher dinge, die ich bloss vermutet hatte, dargereicht werden sollten. so ist mir der bär als buschkönig allein schon viel werth. allerdings birgt die entlegenheit des siebenbürgischen landmannes von dem getümmel unserer modernen poesie dergleichen schätze, wie es auch in Littauen, Estland und Finnland der fall ist“ (Haltrich, Volksmärchen. Anhang S. VIII. Brief J. Grimms an H.).

Aus den Tiergeschichten unseres Landes, die er als Reste eines uralten Tierepos betrachtete, zog nun ihr Sammler folgende Schlüsse:

Diese Erzählungen sind ein neuer Beweis dafür, dass die Siebenbürger Sachsen ihre Heimat am unteren Laufe des Rheinflusses zu suchen haben, denn dort, wohin uns schon bisher die Verwandtschaft von Mundart, Sitte und Brauch hinwies, ist auch die Heimat der Tiersage.

Sie wurde von den Einwanderern mitgebracht und hier sieben Jahrhunderte hindurch vollkommen rein erhalten; dadurch wird gleichzeitig bewiesen, dass infolge territorialer und rechtlicher Abgeschlossenheit gegenüber den fremden Nationen des Landes und durch den steten geistigen Zusammenhang mit dem Mutterlande das deutsche Volkstum von den Einwanderern ebenfalls vollkommen rein erhalten wurde.

Ausser diesem historischen Werte sprach ihnen Haltrich noch einen hohen ethischen und didaktischen Wert zu.

Als spätere Forschung die Ansicht Grimms von einer indogermanischen Tiersage als irrig nachwies, musste auch die Hypothese von der grossen Reinheit und Ursprünglichkeit der sächsischen Tiersagen fallen und es ist das Verdienst J. Wolffs (Haltrich-Wolff, S. 20), nachgewiesen zu haben, dass unsere Tiernmärchen — soweit sie nicht heimischen Ursprungs sind, was bloss bei einem kleinen Teil der Fall ist — nicht um die Mitte des 12. Jahrhunderts nach Siebenbürgen eingewandert sein können.

Um das Gegenteil zu behaupten, müsste man nachweisen können, dass die Geschichten von Fuchs und Wolf, wie sie in der lateinischen

Klosterdichtung, dem Gallus et Vulpes, Isengrimus, Lupardus und Reinardus, und später im elsässischen Reinhart und dem niederländischen Reinaert erzählt werden, zu Anfang des 12. Jahrhunderts schon volkstümlich und nicht nur Eigentum der gelehrten Kreise waren. Und selbst wenn dieses möglich wäre, so ist es nicht wahrscheinlich, dass diese mitgebrachten Teile einer allgemeinen deutschen Tiersage, die aber niemals bestanden hat, die Zeiten der Mongolen-, Türken- und Tartarenstürme, die fast alle Erinnerung an die alte Heimat aus dem Gedächtnisse unseres Volkes weggewischt hat, überdauert hätten.

Nun ist aber die Tiersage zum Eigentum des deutschen Volkes erst durch den Reinke de Vos geworden, der in Nieder- und Oberdeutschland die Geschichten von Fuchs und Wolf bis in das letzte Bauernhaus verpflanzte und in Uebersetzungen auch weit über die Grenzen Deutschlands hinaustrug. Bei dem engen geistigen und literarischen Zusammenhang, in welchem unser Volk mit Deutschland stets stand (s. Dr. Friedrich Teutsch, Zur Geschichte des deutschen Buchhandels in Siebenbürgen. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels IV, VI u. XV, Leipzig 1892), muss dieses Volksbuch bei uns seinen tiefgehenden Einfluss auch geltend gemacht haben, und ebenso muss auch die zu Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts blühende Fabellitteratur Deutschlands nach Siebenbürgen gedrungen sein. In diesen Sammlungen, dem Aesop Steinhöwels, in Kirchhofs Wendummuth, dem Esopus des Burkhard Waldis, dem Fabelbuche von der Tugend und Weisheit des Erasmus Alberus u. s. w. liegen die Wurzeln unserer Tiermärchen, die man in künstlichen Zusammenhang zu bringen und zu einzelnen Epen zusammenzustellen versucht hat¹⁾.

¹⁾ Naturgemäss hätte dieses Kapitel mit einer übersichtlichen Charakteristik unseres Märchens zu schliessen. Wir halten den Versuch, eine solche zu geben, für ein müssiges Unterfangen, da auf diesem Gebiete Vorarbeiten fast durchaus mangeln. Wohl ist das sächsische Märchen mehrfach auf seinen mythischen Gehalt untersucht worden, doch von dem Standpunkte aus, als sei dasselbe treubewahrter Urbesitz unseres Volkes und daher eine ergiebige Quelle germanischer Mythen. Forschungen vom Standpunkte der vergleichenden Litteraturgeschichte, die gerade bei der engen Berührung der Sachsen mit Magyaren und Rumänen so wichtig wären, fehlen leider vollständig. Es dürfte auch unschwer gelingen, einen grossen Teil unserer Märchen auf jene kleinen Erzählungen zurückzuleiten, die zwar schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Deutschland auftraten, aber erst in der Schwank- und Novellenlitteratur des 15. und 16. Jahrhunderts als Unterhaltungslektüre eine ausserordentliche Verbreitung fanden, gewiss im Sachsenlande ebenso wie in Deutschland (s. die interessante Mitteilung Fr. Teutchs im Korrespondenzbl. d. Ver. f. siebenb. Landesk., IX., S. 117, u. Vereinsarchiv XVII., S. 95).

XIII. Das Volkslied.

- Ausläufer über ein siebenbürgisch-sächsisches Volkslied. Von W. Schuster.
Aus Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart, S. 51—57.
Volkslieder der Siebenbürger Sachsen. Von H. v. Wlislöcki. Am Urquell,
2. Heft, S. 11.
Acht siebenbürgisch-sächsische Volkslieder aus Zepling. Von G. Fischer.
Korrespondenzblatt d. Ver. f. siebenb. Landesk., IX., S. 63—68.
Volkslieder in siebenbürgisch-sächsischer Mundart. Von Schuler von Libloy.
Frommanns Zeitschrift 5, S. 94—97.
Das deutsche Volkslied in Oesterreich-Ungarn. Von Adolf Hauffen. (Zeitschr.
d. Ver. f. Volksk., herausgeg. von K. Weinhold, IV. Jahrg., S. 1—33.)
Schuster, Volksdichtungen; Wittstock, Sagen und Lieder. Haltrich-Wolff.
-

Auch bei dem Volksliede kann, wie bei der Sage, von ursprünglichem aus Deutschland mitgebrachtem Eigentum kaum eine Rede sein. So wie bei dem gegenwärtigen engen persönlichen und litterarischen Zusammenhange der Sachsen mit dem Mutterlande unser ganzer volkstümlicher Besitz, also auch das Volkslied, fortwährende Bereicherung erfährt, so ist dieses stets, wenn auch nicht zu allen Zeiten in gleichem Masse, der Fall gewesen.

Je grösser die Blüte auf irgend einem geistigen Gebiete Deutschlands, desto nachhaltiger und wuchtiger ist die Beeinflussung unserer Entwicklung gewesen und es wird uns vielfach gelingen, das zu uns Eingewanderte und Heimischgewordene in seiner Hauptmasse um solche Blütezeiten zu gruppieren, während die Verbindungszeiten nur sehr leise Niederschläge zeigen. Der letzte Teil dieses Zuflusses muss natürlich gerade mitten in jenem Prozesse begriffen sein, durch den er zu sächsischem Volksgute wird. Auch auf dem Gebiete des Volksliedes wird, wie auf sämtlichen übrigen, nicht alles, was eine augenblickliche Aufnahme findet, zu allgemeinem bleibendem Besitze. Vieles geht in kurzer Zeit als Ganzes oder in seinen Teilen wieder verloren, anderes erhält sich und lebt im Volksmunde weiter fort, selten in seiner ursprünglichen Fassung, sondern es wird einer allmählichen Umdichtung unterworfen. Jene deutschen Volkslieder, welche in einzelnen Gegenden oder im ganzen Sachsenlande sich einbürgerten, so dass sie von Generation zu Generation überliefert wurden, sind vielfach in den Dialekt übersetzt und dabei gleichzeitig oft einer Umarbeitung

unterzogen worden. Häufig wurden sie auch einfach in die Mundart übertragen. In vielen sächsischen Volksliedern stossen wir auf die unserem mittelfränkischen Dialekt durchaus fremde Diminutivsilbe „lein“. Genauere Besichtigung zeigt, dass sich dieselbe nur im Reime erhalten hat, ein Zeugnis dessen, wie einfach diese Uebertragungen gemacht wurden. Manches sächsische Volkslied wird gegenwärtig halb sächsisch und halb deutsch gesungen, zweifellos will dadurch absichtlich eine komische Wirkung erzielt werden, oft machen diese Lieder aber auch den Eindruck, als sei bei ihnen die Uebersetzungsarbeit noch nicht vollendet worden. Das Versäumte konnte später nicht mehr recht nachgeholt werden, da in den letzten Jahrzehnten die Pflege des dialektischen Gesanges immer mehr zurückgegangen ist.

Trotzdem finden wir auch gegenwärtig noch Volkslieder, die in der einen Gegend des Landes in dialektischer, in der anderen in ursprünglich deutscher Fassung sich eingebürgert haben. So wird die bekannte Ballade: „Es liegt ein Schloss in Oesterreich“ (s. Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder Nr. 125) im Burzenland in hochdeutscher, in Schellenberg bei Hermannstadt in sächsischer Umdichtung gesungen.

Die Hauptmasse unserer jetzt sächsisch gesungenen Volkslieder hat ihre Originale im deutschen Volksliede des 15.—17. Jahrhunderts, das ein unmittelbares Erzeugnis der Volksseele selbst, ihr inneres Leben widerspiegelt und es ist sehr wahrscheinlich, dass wir den Liederbüchern und fliegenden Blättern jener Zeit, welche damals alte und neue deutsche Volkslieder in raschesten Umlauf brachten, den grössten Teil unseres sächsischen Volksliedes zu verdanken haben. Auch jene Stücke, die mit ihrem Ursprunge in weit frühere Zeit zurückreichen, sind doch wohl auf diesem Wege zu uns gedrungen. Viele dieser alten Lieder haben sich im Munde des deutschen Volkes bis zum heutigen Tage erhalten und hauptsächlich aus dieser Auswahl der verbreitetsten und beliebtesten Nummern mögen einzelne im Laufe der Zeit ihren Weg zu uns hierher gefunden haben. Genaueres lässt sich allerdings erst feststellen, sobald eine vollständige Sammlung der unserem Volke geläufigen Lieder veranstaltet worden ist. Was bisher von siebenbürgisch-sächsischen Volksliedern gesammelt wurde, erstreckt sich fast ausschliesslich auf das Dialektlied. Gewiss mit Unrecht! Das heimische Kleid ist keine Gewähr dafür, dass, wie man wohl bisher annahm, das Lied auch heimischem Boden entsprungen, wie umgekehrt die deutsche Form dasselbe nicht von der Zugehörigkeit zu unserem Volksliede ausschliesst und der grösste Teil der Lieder, die von unserem Volke gesungen werden, geht in deutschem Gewande einher.

Vorderhand vermögen wir bei einer Charakteristik unseres Volksliedes bloss zu konstatieren, dass ein grosser Teil der uns bisher bekannten Lieder, wie schon erwähnt wurde, mehr oder weniger veränderte Umdichtungen sind, die ihre Urbilder in der Blütezeit des mittelalterlichen deutschen Volksliedes haben. Dies lehrt uns schon eine oberflächliche Vergleichung der von Schuster gesammelten sächsischen Volkslieder, die oft wörtlich mit solchen in Uhlands, Simrocks u. s. w. Sammlungen übereinstimmen, eine Untersuchung, die wir leider

an diesem Orte nicht auszuführen vermögen und uns für gelegeneren Zeit aufsparen müssen. Dass auch seither ununterbrochen der Schatz unseres Volksliedes durch Zuströmen aus dem Mutterlande bereichert worden ist, ist selbstverständlich.

Neben diesem entweder in der ursprünglichen Fassung, in deutscher oder sächsischer Umdichtung angeeigneten Volksliede geht die heimische Produktion einher, die sich sowohl der Schriftsprache als auch des Dialektes bediente und gegenwärtig noch bedient.

So lange wir nicht eine halbwegs erschöpfende Sammlung unserer siebenbürgisch-sächsischen Volkslieder besitzen, die nicht bloss die Dialektdichtung beachtet, ist es nicht möglich, schlechtweg die Existenz des historischen Volksliedes unter unserem Volke zu leugnen und das Charakteristischste des sächsischen Volksliedes in den schönen Abschieds- und Waisenliedern zu suchen, die dem Drucke der schweren geschichtlichen Vergangenheit ihre Entstehung verdanken sollen. Dieser Behauptung müsste doch eine Untersuchung der Herkunft dieser Gattung unseres Volksgesanges vorhergehen. Ebenso wenig kann man sich von vornherein dazu verstehen, in den zahlreichen Gelegenheitsliedern, welche sich um die Festzeiten des Jahres und des Familienlebens, namentlich um die Hochzeitsfeier schlingen, von vornherein reiche Lagerstätten alter Mythen zu erblicken.

XIV. Litteratur.

Ausser in der am betreffenden Orte citierten Litteratur findet sich noch in folgenden einheimischen Werken und Aufsätzen volkskundliches Material:

- Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Von G. D. Teutsch. Leipzig. S. Hirzel. 1874. 2 Bände.
- Die Siebenbürger Sachsen. Von Dr. W. Wattenbach. 2. Auflage. München 1882.
- Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Von Dr. J. H. Schwicker. Teschen 1881, IV u. 512 S.
- Der königl. freie Markt BIRTHÄLM in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Von J. M. Salzer. Wien 1881, VIII u. 572 S.
- Aus Heltau. Vergangenes und Gegenwärtiges. Von H. Wittstock. Hermannstadt, Michaelis, 1883, 77 S.
- Aus der Vergangenheit und Gegenwart der Gemeinde Radeln. Von Martin und Johann Duldner. 1882, 15 S.
- Die Stadt Hermannstadt. Eine historische Skizze von G. Seivert. Hermannstadt, Steinhausen, 1859. 102 S.
- Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der evangel. sächsischen Gemeinde Arkeden. Von Fr. Fronius. Hermannstadt, Filtsch, 1866, 4 S.
- Kulturhistorische Skizzen aus Schässburg. Von J. Haltrich. (Sächsischer Hausfreund. Kronstadt 1868.)
- Beiträge zur Kenntnis Sächsisch-Reens. Hermannstadt, Steinhausen, 1870. 288 S.
- Der Sinn für Poesie unter dem Volke. Von J. Haltrich. Aus Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart, S. 44—50.
- Ueber den Nationalcharakter der in Siebenbürgen befindlichen Nationen. Wien 1792, 111 S.
- Land und Volk der Siebenbürger Sachsen. Nach einer Beschreibung von 1664. Blätter für Geist, Gemüt und Vaterlandskunde. Kronstadt 1857.
- Der siebenbürgisch-sächsische Bauer. Eine sozial-historische Studie. Hermannstadt, Drotleff, 1873, 36 S.
- Damasus Dürr. Ein evangel. Pfarrer und Dechant des Unterwälder Kapitels aus dem Jahrhundert der Reformation. Von Dr. Albert Amlacher. Hermannstadt 1883, II u. 76 S.
- Alte Gebräuche in Siebenbürgen. Blätter für Geist etc., III., 1839.
- Aus der Vorzeit Hermannstadts. (Hochzeits- und Begräbnislimitationen.) Transsilvania, Beiblatt zum Siebenbenbürger Boten, 1856.
- Kronstädter Hochzeitsordnung vom Jahre 1772. Blätter für Geist etc., IX., 1845.
- Hochzeitsetze für Hermannstadt aus dem Jahre 1700. Transsilvania, VII., 1846.
- Hochzeits- und Taufgebräuche in Sächsisch-Reen. Siebenbürgisch-deutsches Wochenblatt, III., 1870.

- Luxusgesetze in Hermannstadt von 1565, 1650, 1651, 1752, 1755, 1760. (In der Artikelreihe: Aus dem Tagebuch eines Journalisten.) Transsilvania, II., 1841.
- Die neue wider Kleider und Mähler-Excesse gerichtete Synodalverordnung. Von M. Salzer. Transsilvania. Wochenschrift für siebenbürgische Landeskunde, Litteratur und Landeskultur. Redigiert von E. A. Bielz, II., 1862.
- Luxusgesetze der Sachsen in Siebenbürgen. Transsilvania, II., 1849.
- Züge aus dem Volksleben der Sachsen in Siebenbürgen. Transsilvania, III., 1842.
- Sächsisches Volksleben. Siebenbürgisch-deutsches Wochenblatt, I., 1868.
- Kleine Beiträge zur Rechts- und Sittengeschichte der Sachsen in Siebenbürger Blätter für Geist etc., X., 1846.
- Hermannstädter Nachbarschafts- und Hochzeitsordnung aus dem Jahre 1696. Siebenbürgische Quartalschrift, 1859.
- Beiträge zur Kenntnis der Nösner Volkssprache. Von G. Bertleff. Programm des evangel. Obergymnasiums zu Bistritz. Hermannstadt, Drotleff, 1867, 46 S.; 1868, 23 S.
- Aus der Vergangenheit des sächsischen Bürgers. Von Dr. Fr. Teutsch. Hermannstadt 1877.
- Siebenbürgisch-sächsische Bauern in alter Zeit. Von Dr. Fr. Teutsch. Hermannstadt 1876.

Die beigegeführten beiden Lichtdrucke sind nach Aufnahmen aus den photographischen Ateliers W. Auerlich und C. Asbóth in Hermannstadt, die dieselben in zuvorkommendster Weise zur Verfügung gestellt haben, angefertigt worden.



Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. IX, 2. Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Sächsische Bauern im Sonntagskleid.

(Die zwei „Kirchenväter“ in Stolzenburg vor dem Festtags-Kirchgang.)

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

CHICAGO, ILL.

1900



Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. IX. 2.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Sächsisches Bauernhaus am Sonntag.

Wittstock, Oskar,

Volkstümliches der Siebenbürger Sachsen

Stuttgart 1895

Germ.g. 133 kc-9.2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11608654-1